

Heimat – Vertreibung und Flucht – Ankommen

**Vertriebene und Flüchtlinge aus Wörth a.d. Donau
erzählen**

Aufgezeichnet von Johann Festner und Alfons Fürst

Herausgegeben von K.i.W. - Kultur in Wörth

Inhalt

Einleitung.....

„Kein Mensch wollte uns, kein Mensch“

Theresa Fürst interviewt Erich Groß

„Die, die unsere Wohnung übernahmen, waren genau so Vertriebene wie wir“

Ilse Zenk, Niederschlesierin,- erzählt

„Viel hab ich nicht, aber ich gebe jedem was“

Ottilie „Tilka“ Wagner, Oberschlesierin, erzählt

„Wenn ich ein wenig Vertrauen zu ihm aufgebaut hatte, dann musste er wieder weg“

Günther Basowski – aus Pommern stammend - erzählt

„Und so haben wir wieder angefangen...“

Anni Schnurrer aus Iglau in Böhmen stammend erzählt

„Das gerade fertig gestellte eigene Haus verlassen zu müssen, war sehr hart. Für die Eltern.“

Die Plschek-Geschwister, Sudetendeutsche, erzählen

„Vom Bäcker Froschhammer haben wir jeden Tag eine Scheibe Brot bekommen.“

Rudi Lessmann, Sudetendeutscher, erzählt

Alfons Fürst über den Kuferweiher (heute Bachweiher)

„Meinen Vater habe ich nie gesehen, weil er aus dem Krieg nicht mehr heim gekommen ist“

Werner Trendel erzählt

Diskussion

Dokumente

Nachwort und Dank

Einleitung

Fast jedes Jahr fährt Hilde Fürst mit ihrem Mann Alfons nach Tschechien, um dort im Altvatergebirge die Heimat ihres Vaters zu besuchen. Manchmal organisieren die beiden einen Bus, kümmern sich um Unterkünfte und stellen ein Besuchs- und Wanderprogramm zusammen. Dann ist es auch Außenstehenden möglich mitzureisen.

So war es auch 2012. Die Mehrheit der Reisenden stellten erwartungsgemäß Vertriebene, die ihre alte Heimat besuchen wollten. Viel erzählt haben sie auf dieser Fahrt und dennoch sind viele Fragen offen geblieben. Wie haben sie gelebt in der alten Heimat? Wie war das Verhältnis zu den tschechischen Nachbarn? Wie ging die Vertreibung konkret vonstatten? Wie wurden sie in Deutschland aufgenommen? Mussten sie Not leiden?

Diesen Fragen wollten wir nachgehen und haben deshalb Vertriebene und Flüchtlinge aus dem Sudetenland, aber auch aus Schlesien und Pommern eingeladen, ihre ganz persönliche Geschichte an zwei Abenden im Februar/März 2013 zu erzählen. Menschen sollten es sein, die nach dem Krieg ihre neue Heimat in Wörth und der näheren Umgebung gefunden hatten.

Bei diesen Gesprächen ging es keinesfalls darum, zu zeigen, wie die große Politik Unrecht mit neuem Unrecht vergolten hat, sondern ausschließlich darum, die ganz individuellen „Spuren“ dieser Menschen für die Nachwelt zu sichern.

Beim Aufschreiben des Erzählten haben wir nur kleine Korrekturen vorgenommen. Grundsätzlich haben wir aber versucht, sehr nah am Sprachstil des Erzählers zu bleiben und haben auch scheinbar Unwichtiges beibehalten, weil gerade das sehr viel über die allgemeinen Lebensumstände der Erzähler aussagen kann.

Johann Festner

1. Abend

Eigentlich war es ein Abend für die Erzähler. Dass ein paar Besucher - Geschwister oder Kinder der Erzähler - kommen würden, war den Veranstaltern klar. Aber dass letztendlich ca. 30 Zuhörer im Bürgersaal der Stadt Würth saßen, war dann doch überraschend.

Noch vor den Erzählern kam allerdings ein Verstorbener zu Wort. Theresa und Alfons Fürst verlasen ein Interview, das Theresa 2008 anlässlich einer Seminararbeit mit dem mittlerweile verstorbenen Erich Groß aus Zinzendorf geführt hat.

Interview mit Erich Groß

Das Gespräch entstand 2008 anlässlich einer Seminararbeit.

Herr Groß wurde am 04.09.1933 geboren und lebte als Kind mit seinen Eltern und seinem sieben Jahre jüngeren Bruder Kurt in Reihwiesen, Kreis Freiwaldau. Dies ist ein Dorf mit ca. 400 Einwohnern und liegt im Nordosten des Sudetenlandes nahe der polnischen Grenze.

Was wurde aus ihrem Haus?

Herr Groß: Da haben sie jetzt ein Wochenendhaus gebaut. Unser Haus haben sie eingerissen. Zuvor waren Waldarbeiter drin, die haben das ganze Holz raus gerissen.

Was war ihr Vater von Beruf?

Herr Groß: Mein Vater war ein Eisengießer in einem Betrieb in Latzdorf mit 20-30 anderen.

Später musste er auch den Krieg ziehen, dann war unsere Mutter mit uns allein.

Wie war ihre Kindheit in Reihwiesen, hatten sie tschechische Freunde?

Herr Groß: Reihwiesen war rein deutsch. 1939 bin ich in die Schule gekommen, zuvor war ich dort im Kindergarten. Als der Tscheche kam, war kein Kindergarten mehr und auch die Schule ging nur regelmäßig bis 1943. Nach 1943 ist immer die Schule ausgefallen, die Lehrer waren zum Teil im Krieg oder verwundet.

Haben sie von unmittelbaren Kriegseinwirkungen in Reihwiesen etwas mitbekommen?

Herr Groß: Ab 1943 sind alle Tage die englischen und amerikanischen Bomber über uns geflogen. Aber bombardiert haben sie uns nicht.

Können sie sich an den ersten Kontakt mit den russischen Soldaten erinnern?

Herr Groß: Der Russe ist gekommen am 08. Mai 1945. Zuerst ist ein einzelner Soldat auf einem Fahrrad von Altreihwiesn hoch gefahren. Da unser Dorf so hoch gelegen ist, fuhr bei uns kein Panzer durch.

Sie haben Geschütze auf einem Feld aufgestellt und nach Freiwaldau geschossen, da sie dort die SS vermuteten. Tage zuvor sind tausende von deutsche Soldaten durch unser Dorf gezogen. Sie sind zum Teil in unsere Häuser, vor allem die Offiziere. Sie sind mit Pferdewägen gekommen, motorisiert waren sie nicht, dort hatten sie alles oben, Kanapee, Essen und was sie nicht mehr brauchten haben sie weggeschmissen und sich wieder neu geholt. Sie haben die Häuser ausgeplündert. Es sind tausende von

Pferden durchgezogen. Die Tschechen haben dann schnell mobilisiert und eine Art Partisanen Armee aufgestellt. Bis 1946 waren wir dann vom Russen besetzt. Es hat auch ein Grenzpolizei gegeben. Alle Tage sind sie von Zuckmantel zu meiner Mutter gekommen und haben um Eier und Brot gebettelt. Was sie verlangt haben, mussten wir machen. Sie waren auch oft grob. Es kommt immer drauf an, was für Menschen es waren.

Vom Schreiner haben wir uns Holzkisten machen lassen. Gewusst haben wir es nicht, aber die Leute haben geredet, dass wir weg müssten. Also haben wir unsere Kisten gepackt, mit allem, was wir mitnehmen wollten. Aber dann ist alles anders gekommen. Die Tschechen hatten dann festgelegt, dass man nur 50 kg mitnehmen durfte. Was willst mit 50 kg? Die meisten Kisten haben sie uns wieder weggenommen und weg geschmissen.

Wann und wie wurden sie vertrieben?

Das war Ende September 1946. Wir waren acht Tage unterwegs. Drei bis vier Tage waren wir in der Muna. Muna war eine Munitionslager in Salisfeld in dem wir aufgeteilt wurden in Lager eins und Lager zwei. Im Lager eins waren die drin, die auf Verwandte gewartet haben. Bekannte haben mit einer Säge ein Loch in dem Wagenboden gesägt und dadurch hatten wir wenigstens eine Latrine.

Die haben hübsch viel in einen Güterwagon hineingepfercht. Wir sind alle auseinander gerissen worden. Ein paar waren noch beieinander, in unseren Wagon waren einige aus Reihwiesen: Plschek, Pelz,... aber der Zug wurde immer wieder aufgeteilt.

Über Freiwaldau sind wir dann Richtung Prag, von dort nach Pilsen und nach Furth im Wald gefahren. Dort wurden wir zuerst alle entlaust und dann wieder weiter in andere Wagons verteilt. Wir waren vielleicht 30 Wagons. Von Regensburg sind wir dann nach Wörth an der Donau. Die anderen sind von Regensburg auch wieder aufgeteilt worden, in der Nähe von Wasserburg und Krombach.

Was haben sie gedacht als es hieß, dass sie ihre Heimat verlassen mussten?

Herr Groß: Wir haben eigentlich überhaupt nichts gewusst wo wir hinkommen würden. Wir haben natürlich schon gewusst, dass wir raus mussten, aber der genaue Zeitpunkt war uns nicht bekannt. Jeder hat was anderes gesagt. Doch dann ist Abends der Russe vor unserer Haustür gestanden und hat eingesagt. Am nächsten Morgen sind sie mit den Lastwägen schon vor der Tür gestanden. Auf den Lastwagen zum Zug waren ja nur Frauen, Kinder und alt Leute. Wenn man Reihwiesen hinunter fährt sieht man unten die letzten Häuser und da ging die Heulerei los. Wir Kinder haben uns da weniger gedacht, mei, wir waren Kinder, aber die älteren Leute haben alle geweint. Weil es ja dann auch geheißsen hat, dass wir nicht mehr zurück kämen und schließlich war es dann auch so.

Was haben sie dann aus ihrer Heimat mitgenommen?

Herr Groß: Heiratsurkunden, Geburtsurkunden und so, aber viele Leute hatten gar nichts mehr.

Wie haben dann die Leute im Dorf auf sie reagiert?

Herr Groß: Kein Mensch wollte uns, kein Mensch. Meine Familie kam dann in eine Stube, in der wir mit unserem bisschen Hab und Gut hausten.

Teilweise haben sie die Fußböden raus gerissen, dass sie keine Flüchtlinge nehmen mussten. Ein richtiger Hass auf die Flüchtlinge war zu spüren. „Flüchtlingsbande“ haben die Leute gesagt. Aber es hat ja niemand etwas dafür gekonnt. Es hat lang gedauert, bis sich alles normalisiert hat.

Als Flüchtlinge haben wir 40 Mark Überbrückungsgeld vom Bayerischen Staat bekommen. Das war eine einmalige Zahlung. Aber das Geld war gleich weg.

Haben sie gedacht, dass sie eines Tages wieder zurück gehen können?

Herr Groß: Jeder hat auf eine Rückkehr gehofft. Aber nach dem Hausbau 1964 dachten wir an keine Rückkehr mehr. Wir mussten schließlich hier zurechtkommen und weiterleben.

Wie fühlen sie sich, wenn sie jetzt ihre „alte Heimat“ besuchen?

Herr Groß: Ja, wie fühlt man sich da? Ich würde alle Tage hinfahren. Es zieht einen runter.

Haben sie heute noch irgendwelche Erwartungen an die tschechische Regierung?

Herr Groß: Nein, nein, also da habe ich keine Erwartungen mehr. Die sind stur. Von uns Flüchtlingen kriegt keiner mehr was.

Würde für sie die Abschaffung der Benes Dekrete eine Bedeutung haben?

Herr Groß: Ja. Es wäre ein Zeichen, dass die damalige Anschauung jetzt nicht mehr unterstützt wird.

Herr Groß stammt aus dem selben Dorf wie mein Großvater. Wahrscheinlich fragen sie sich an dieser Stelle, wieso ich nicht meinen Opa als Interviewpartner ausgewählt habe. Nun, mein Opa wurde als Jugendlicher eingezogen und erlitt eine schwere Kriegsverletzung in Russland. Als seine Familie vertrieben wurde, befand er sich im Lazarett und war deshalb selbst nicht dabei. Meine Oma hat zwar die Flucht selbst mit erlebt, jedoch möchte ich sie aus gesundheitlichen Gründen zur Zeit nicht befragen. Deswegen habe ich einen anderen Zeitzeugen ausgewählt.

Natürlich ist das Interview stark durch die Sichtweise und Meinung von Herrn Groß geprägt. Ich denke, dass er dennoch viel Glück hatte, denn nicht

wenigen erging es bei der Vertreibung selbst und danach wesentlich schlechter. Seine Aussage zu der tschechischen Regierung, die er als „stur“ bezeichnet ist einerseits doch gerechtfertigt, da diese auf unzählige Versuche hin immer noch nicht in der Lage ist, wenigstens die Gesetze von Eduard Benes außer Kraft zu setzen.

Das Interview führte Theresa Fürst

Die, die unsere Wohnung übernahmen, waren auch Vertriebene. Die hatten doch auch nichts. Ilse Zenk erzählt.



Ich bin 1930 in Glatz (Niederschlesien) geboren. Glatz hatte 25.000 Einwohner, die alle Deutsche waren. Als ich aus der Schule gekommen bin, hieß es damals erst einmal ein Jahr lang Landdienst machen, bevor man überhaupt eine Lehrstelle kriegen konnte.

Am 01. April 1944 bekam ich Bescheid, dass ich in einem Landdienstlehrhof, der bei Breslau war, eintreten könne. Als ich da hinkam habe ich gleich gemerkt, dass das von der Hitlerjugend aufgebaut war. Wir waren Mädchen und Jungen mit 14 Jahren, aber es waren auch 18-Jährige dabei, die als eine Art Führungskräfte ausgebildet wurden. Wir mussten unsere Arbeit auf diesem großen Gut machen.



Dann kam der Januar 1945. Da unser Lager nicht weit von Breslau war, hörten wir schon den Kanonendonner und die Flugzeuge, die über Breslau flogen. Und kurze Zeit danach ging die Bombardierung von Breslau los. Wir waren westlich der Oder und es hieß immer „Wenn der Russe über die Oder kommt, müssen wir weg.“ Das war bald auch so. Wir haben bei Nacht und Nebel unsere Sachen zusammengepackt und sind zuerst mal zu Fuß bis

nach Görlitz. Das waren geschätzte 200 km. Dort mussten wir Bahndienst machen, weil die ganzen Flüchtlinge aus Ostpreußen und Pommern bereits hier waren. Dann kam plötzlich unser Nachschub mit Pferd und Wagen. Wir waren ja nicht alle aus Breslau weg, sondern nur wir Mädchen.

Wir sind als nächstes alle weiter bis nach Dresden. Da lebten wir bei Schloss Moritzburg, etwa acht km außerhalb der Stadt. Dort haben wir im Februar die Angriffe miterlebt. In unseren Barackenlagern waren auch Hitlerjungen. Von Offizieren des Volkssturms innerhalb von drei Tagen an der Panzerfaust ausgebildet. Und weg waren sie!

Uns brachten sie über Bautzen nach Schweidnitz bei Breslau zurück. Breslau war inzwischen eine Festung. Das war im März 1945. Wir bekamen ein paar Zimmer in einer alten Villa und mussten auf dem Boden auf Matratzen liegen. Mit zwei weiteren Mädchen habe ich Tüten mit Samen bekommen. Wir gingen damit zu den umliegenden Häusern und mussten dort die Gärten bebauen. Wegen des Mittagessens sagte man uns, wir sollten ins Schloss gehen. Dort wäre eine Militärküche. Als wir zum ersten Male dort hinkamen, waren dort erwachsene Männer, die uns sogleich fragten, wo wir denn herkämen. Auf unsere Antwort „Wir müssen die Gärten anbauen“, sagten die dann: „Ihr gehört nach Hause zu eurer Mutter und sollt nicht hier Gärten anbauen! Hier sind ständig Tiefflieger in der Luft.“

Dies habe ich dann meiner Mutter nach Glatz geschrieben. Die ist dann sofort nach Hirschberg gefahren. Dort war das sogenannte „Gebiet“, wo die Hitlerjugend den Arbeitsdienst verwaltete. Meine Mutter hat meine Entlassung gefordert, die man ihr aber verweigerte. Mutter sagte: „Dann nehme ich meine Tochter einfach so mit.“ Auf den Hinweis, dass sie sich damit strafbar mache, erwiderte meine Mutter, dass ihr das völlig egal sei. Als ich dann eines Tages von den Gärten zurückkam, war meine Mutter da und nahm mich mit. Am 20. April 1945 war ich wieder zu Hause

Während meiner Abwesenheit war meine Großmutter in Glatz eingetroffen. Sie war wegen der Bomben aus Herne im Ruhrgebiet zu uns geflohen. Großmutter kam wegen mehrerer Schlaganfälle ins Krankenhaus und verstarb dann später.

Meine Tante und meine Cousine wohnten in Troppau in Oberschlesien. Dort waren die Russen schon, nicht aber bei uns, weil Breslau ja zur Festung ausgebaut war. Aber bald danach hörten wir die Nachricht aus dem Radio: „Breslau ist gefallen.“ Und auf der Straße kamen schon die ersten Soldaten daher und sagten: „Wir haben keine Munition mehr. Macht, dass ihr weg kommt! Die Russen kommen hinter uns“ Tags darauf kamen Leute mit Autos, die Lautsprecher mitführten und verlautbarten, dass wir uns am Kirmesplatz

sammeln sollten. Dort sagte man uns, dass wir schleunigst weg müssten. Zwischenzeitlich war aber meine Oma gestorben. Da musste sich meine Mutter auch noch um die Beerdigung kümmern. Da kam sehr viel zusammen. Und dann konnten wir noch nicht mal zur Beerdigung gehen.

Mutter ging dann bei den Herren von der Partei vorbei und fragte, wo wir denn hin sollten. „Geht nach Braunau in die Tschechei!“ war die Antwort. Meine Mutter sagte dann aber: Wenn wir nach Braunau sollen, dann können wir genau so gut hier bleiben.“ Wir wussten schließlich bereits, wie die Tschechen sich gegenüber den Deutschen benommen hatten.

Mutter beschloss dann, dass wir nur in das nächste Dorf gehen sollten, weil sie einen Beschuss von Glatz befürchtete. Dort fanden wir ein verlassenes Lager vor, wo wir dann übernachteten. Am Tag danach erreichte uns die Nachricht von der Kapitulation. Wir sind dann zurück nach Glatz und da kamen uns dann schon feiernde Russen entgegen. Auch trafen wir Leute, die wie wir einen Handkarren hatten. Die sagten, wir sollten so schnell wie möglich abhauen, wegen der Russen. Wir waren aber guten Mutes und wollten in unsere Wohnung zurück.

Dann waren wir noch keine halbe Stunde in unserer Wohnung, der Handkarren stand noch unten, da kamen zwei Russen. Sie haben nach Waffen gefragt, aber wir hatten natürlich keine. Dann haben sie sich meine 18-jährige Cousine geschnappt. Der eine hat uns in Schach gehalten und dann haben sie sich abgewechselt und danach waren sie wieder weg. Meine Tante war der Meinung, dass wir keinesfalls hier bleiben sollten. Die Russen feiern jetzt und wer weiß, was noch alles kommt.

Wir zwei Mädchen wurden daraufhin als alte Frauen verkleidet und dann sind wir wieder losgegangen. Irgendwo in die Felder und da war im Wald hinten ein ganz einsames Haus. Da sind wir hin und da war eine Frau mit ihren Kindern ganz alleine. Ein kleiner Bauernhof. Da sind wir dann zuerst einmal geblieben. Da konnte man dann immer sehen, ob da russische Autos kommen. Und wenn wir welche kommen sahen, haben wir uns in den Rillen der Kartoffelfelder versteckt. Aber weil sie die 'Frau dort dann noch vergewaltigt haben, sind wir dann nach vier Wochen wieder zurück nach Glatz.

Ein Russe hatte sich währenddessen in unserer Wohnung breit gemacht. Seinen Namen vergesse ich nie. Er hieß Simon Alexander. Er war hoch anständig. Die ganze Nachbarschaft kam, wenn wieder jemand vergewaltigt werden sollte. Alle haben bei uns geschellt: „Der Simon Alexander soll kommen! Der Simon Alexander soll kommen!“ Der ist dann hin und hat seine Landsleute zusammengestaucht.

Über die allgemeine politische Lage haben wir nichts erfahren. Wir hatten kein Radio, keine Zeitung, gar nichts. Dann kam der Herbst. Da erfuhren wir, dass die Russen wegen des Potsdamer Abkommens und eines darauf folgenden Vertrages zwischen der Sowjetunion und Polen abziehen und die Polen übernehmen würden. Die Russen haben von Polen Galizien bekommen und die dortigen Polen wurden in Schlesien, das jetzt Polen zugeschlagen war, angesiedelt. Das waren genau so Vertriebene wie wir.

Ich arbeitete bei den Stadtwerken als Lehrling für Technisches Zeichnen und als ich eines Tages nach Hause kam, waren schon vier Personen bei uns in der Wohnung. Ein Ehepaar mit Kind und der Bruder der Frau. Die waren wirklich arm wie eine Kirchenmaus. Die hatten nur eine Kiste und sonst nichts weiter. Meine Mutter hat denen dann was vom Vater und vom Bruder gegeben. Wir waren dann noch ungefähr vier Wochen zusammen in der kleinen Wohnung. Eines Tages schellte es und es kamen sechs Mann Miliz rein: „Raus! Raus! Sofort die Wohnung verlassen!“ Meine Mutter war krank - später stellte sich das als Unterleibskrebs heraus - und hat sich so aufgeregt, dass sie ohnmächtig umfiel. Wir haben sie aufs Bett gelegt, meine Schwester hat geschrien, ich war natürlich auch ganz aufgeregt. Einer von der Miliz wollte ihr Wasser über den Kopf schütten, ich wollte das verhindern und machte eine Abwehrbewegung, die der andere aber falsch verstand. Er wollte mir daraufhin das Gewehr über den Kopf schlagen, wurde aber von seinen Kameraden daran gehindert. Danach kam meine Mutter wieder zu sich. Wir durften einen Koffer packen und standen dann auf der Straße.

Wir sind in das nächste Dorf gegangen. Da war ein ziemlich großer Bauer, dem wir früher schon öfters was abgekauft hatten. Als wir ankamen, stellten wir fest, dass dieser Bauer nicht mehr Herr, sondern nur noch Knecht auf seinem Hof war. Er sagte, wir sollten in das Ausgedinge gehen. Wir sind da in einen großen Raum, in dem wir dann zusammen 26 Leute waren, die dort leben mussten. Alles Menschen, die auch aus ihren Wohnungen geworfen worden waren. Da waren wir dann ungefähr drei Monate bis wir auch dort rausgeworfen wurden.

Dann waren wir woanders in einem winzigen Zimmerchen in einem Häuschen und da wurde unsere Mutter krank. Arzt gab es keinen, aber in dem Bauernhof, wo wir vorher waren, waren etwa zehn junge polnische Studenten, die während des Krieges Asyl in der Schweiz gehabt hatten. Aber als sich die Lage in Europa stabilisierte, wurden sie von den Schweizern wieder zurück geschickt. Einer der Polen interessierte sich ein bisschen für mich, aber ich hatte alles andere im Sinn, als da mit einem irgendwo hin zu gehen. Da habe ich viel zu viel Angst gehabt. Aber dieser Pole hat mir dann dabei geholfen, dass unsere Mutter im Krankenhaus aufgenommen wurde. Das war Ende Januar 1946. Der Winter war damals bitter kalt. Zusammen mit meiner sechsjährigen Schwester habe ich unsere Mutter immer wieder

besucht. Eine Stunde mussten wir immer gehen. Als wir eines Tages wieder zu ihr hin wollten, war Schneesturm und meine Schwester bettelte mich an, ich solle umkehren und nach Hause gehen, weil sie so erschöpft ist. Wir sind also nach Hause und um 22 Uhr klopfte es an der Tür. Herein kam polnische Miliz und sagte uns, dass wir morgen um 5 Uhr in der Frühe bei der Gastwirtschaft Brauner antreten müssten. Mitnehmen durften wir nur, was wir tragen konnten. Das war aber nicht weiter tragisch, weil wir eh nicht mehr hatten. Ich bin dann noch rüber zu den polnischen Studenten und habe die gebeten, der Mutter Bescheid zu sagen, dass wir weg müssten.



Glatz

Am anderen Tag sind wir zu dem Gasthof hin. Von dort wurden wir dann nach Glatz ins Finanzamt gebracht. Dort wurden alle gesammelt, dann zum Güterbahnhof gebracht und verladen. Jeweils 70 Personen waren in einem Güterwagen. In der Mitte war ein kleiner Kanonenofen. Die Polen haben in jeden Wagon einen Sack Kohle rein geschüttet. An der Wand waren Bretter angebracht, damit man sich hinsetzen konnte. Alle

hatten eine Milchkanne, weil man gelegentlich einen Teller Suppe bekam. Die Türen wurden von der Miliz bewacht. Und ganz schlimm war, dass man zum Krankenhaus hinüber blicken konnte. In fünf Minuten wäre ich dort gewesen, um mich von Mutti zu verabschieden. Aber ich durfte ja nicht weg. Auf einmal tauchte der junge Pole auf, brachte uns eine Tüte Gebäck und erzählte uns dass Mutti operiert sei. Mehr wusste er aber dann auch nicht.

Gegen Abend wurden die Türen geschlossen und der Zug fuhr los. 14 Tage waren wir dann unterwegs. Erzählt wurde, der Zug würde nach Sibirien fahren. Ab und zu hielt er an. Wir konnten dann aussteigen, unser „Geschäft machen“ und wieder einsteigen. Gelegentlich bekamen wir etwas Suppe in unsere Milchkanne. Nach zwei Wochen sind wir dann in Cottbus angekommen. Zuerst wurden wir in einem Warteraum entlaust. Meine Schwester hat immer erzählt, dass das das Allerschlimmste war. „Die kamen mit einer sooo großen Spritze...“.

Von Cottbus ging es dann mit normalen Zügen nach Friedland. In Friedland waren wir zwei oder drei Wochen und dann sind wir nach Aurich gekommen. Wir hatten aber einen Onkel und einen Großvater im Ruhrgebiet, in Herne. Es war in der Familie ausgemacht, dass wir, wenn wir auseinandergerissen würden, uns in Herne treffen. Ich habe also die Verwandtschaft

angeschrieben und daraufhin hat uns mein Großvater in Aurich abgeholt. Ein halbes Jahr später kam dann unsere Mutter mit einer Art Lazarett-Zug gekommen. Sie hat dann noch drei Jahre gelebt.

Gut empfangen bin ich nicht geworden. Einige haben gesagt: „Ihr Flüchtlinge sollt froh sein, wenn ihr in einem Kellerloch wohnen dürft.“ Das hat man uns immer spüren lassen, dass wir Flüchtlinge waren.

Warum ich nach Wörth gekommen bin? Mein Bruder war in Dachau in Gefangenschaft und hatte durch Feldpostbriefe meine Schwägerin in Pfatter kennen gelernt. Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft hat er in einer Zeche im Ruhrgebiet zu arbeiten angefangen, ist aber gleich auch nach Pfatter gefahren. Da war dann gerade die Währungsreform und er hatte somit kein Geld für die Rückfahrt. Und weil die beiden sowieso heiraten wollten, haben sie das auch sofort getan. Meine Schwägerin ist dann mit nach Herne gekommen. Weil es ihr dort nie gefallen hat, haben sich die beiden nach Beginn des Zechensterbens in Pfatter eine Wohnung genommen und mein Bruder hat bei den Sachsenwerken umgeschult. Später sind sie dann nach Wörth gezogen. Als mein Bruder 1981 und mein Mann 1982 gestorben sind, habe ich zu meiner Schwägerin gesagt: „Wenn ich eine Wohnung kriegen würde, würde ich auch hier herkommen.“ Ich hab dann was gefunden und bin gleich hergezogen. Ich habe es nie bereut. Meine alte Heimatstadt Glatz ist eine alte Festungsstadt und das Wörther Schloss wirkt halt auch wie eine Festung.

Nachfrage Johann Festner: Frau Zenk, Ihre Erzählung hört sich so an, als hätten Sie zumindest während des Krieges keine Not leiden müssen und immer ausreichend zu essen gehabt. Stimmt der Eindruck?

Frau Zenk: Also wir haben keine Not gehabt. Bis 1945. Bis die Russen kamen. Da gab es dann nichts mehr. Wir sind Hamstern gegangen zu den Bauern. Aber die hatten selber nichts mehr. Die waren nur noch Knechte. Einmal hat eine Bäuerin gesagt: „Ich kann euch nichts geben. Wir bekommen doch selber zugeteilt.“ Aber einmal kamen wir hinter eine Scheune. Da lief ein Huhn herum. Und unsere Mutti war sehr schnell, packte das Huhn, drehte im den Kopf um und steckte es in die Tasche. Ja, was sollte man denn machen? Wir sind am Abend auf die Felder, und haben Rüben geklaut. In den Geschäften gab es ja nichts. Es gab keine Zeitungen, wir hatten kein Radio, weil wir es vergraben hatten. Und ich muss es erneut sagen. Dieser Simon Alexander, der Russe, der bei uns in der Wohnung war, der hat uns Essen gebracht. Das ging bis August 1945 so, dann sind die Russen abgezogen und die Polen haben die Regierung übernommen. Ich habe damals als Lehrling bei den Stadtwerken 30 Zloty im . Dafür konnte man gerade mal ein Brot auf dem Schwarzmarkt kaufen. Also waren wir gezwungen, auf die Felder zum Klauen zu gehen. Mit unserer Reichsmark

konnte man ja auch nichts mehr anfangen.

Viel hab ich nicht, aber ich gebe jedem, der kommt, etwas.

Otilie „Tilka“ Wagner erzählt.



Ich bin in Thurze, Kreis Ratibor, geboren. Als ich aus der Schule gekommen bin, habe ich eine Lehre als Näherin angefangen. Kaum war ich ein Jahr dort, wurden wir geholt, weil die tschechischen Arbeiter des Gutes Tworkau, in dem wir wohnten, nach Hause gegangen sind. Wie und warum wussten wir nicht. Nur dass Krieg kommen sollte. Das Gut gehörte einem Grafen. Einige von uns mussten in der Küche, andere im Schloss des Grafen arbeiten. Plötzlich sind sehr viel Offiziere und Soldaten einquartiert worden. „Was wollen die alle da?“ habe ich gefragt. „Ja, weil der Russe kommt“, bekam ich zur Antwort. Ich hab das nicht verstanden und zu

Hause nachgefragt. „Ach, was versteht denn ihr. Tut, was man euch anschafft und Schluss.“ hat meine Mutter gesagt.



Die Eleonore, Komtess vom Schloss Tworkau hat uns dann später mitgenommen zum Rot Kreuz-Unterricht. Da haben wir in die Stadt nach Ratibor fahren müssen und man hat uns gesagt, wir würden diese Kenntnisse benötigen, wenn der Krieg hierher kommen würde. Wir sind da bereits mit der Rot Kreuz-Uniform hingefahren. Ich darf gar dich daran denken, was das für eine Blamage gewesen wäre, wenn eine von und die Prüfung nicht

bestanden hätte. Dann hätte sie die Uniform wieder ausziehen müssen und alle hätten gewusst, dass sie durchgefallen ist. Zum Glück hatten wir alle fleißig gelernt und haben dann auch alle bestanden. Danach hat uns der Graf eingeladen. Das hat er auch bei den Firmungen gemacht. Er hat immer den Paten für die Kinder seiner Bediensteten gemacht und hat sie dann auch beschenkt. So war unsere Jugend. Schön ist es gewesen. Hunger haben wir zu Hause nie leiden müssen und trockenes Brot mussten wir auch nicht essen. Mein Vater hatte schließlich ein Deputat. Das hieß freie Wohnung, jedes Jahr vier Ster Holz, Kohle usw.



Schloss Tworckau

Eines Tages hieß es: „Der Russe kommt.“ Und wenn Flieger über uns flogen, sollten wir uns hinlegen, damit die uns nicht sehen. Wir haben uns immer so hingelegt, dass wir nach oben schauen konnten, weil wir die Flugzeuge sehen wollten.

Dann hörten wir, dass wir nur noch eine kurze Frist hätten, bis wir weg müssten. Meine Mutter hat ab da immer die Brotkrusten im Backofen getrocknet und in einem Kartoffelsack gesammelt. Wir haben darüber gelacht. Am Gründonnerstag hieß es dann, dass wir raus müssen. Der Pfarrer hat am gleichen Tag noch schnell den Erstkommunikanten die Erstkommunion gegeben. Wir mussten dann Kleidung für zwei oder drei Wochen packen. Danach ging es los.

Wir Rot Kreuz-Mädchen waren in Kastenwägen vom Roten Kreuz, in dem auch je eine weitere Familie saß. Zuerst sind wir bloß bis nach Troppach gekommen. Da sind wir zwei Tage geblieben. Die von uns, die ein Fahrrad mitgenommen hatten, sind dann immer wieder nach Hause gefahren, aber so richtig rein konnten sie schon nicht mehr. Anfangs konnten sie noch bis zur Kirche fahren, später dann nur noch bis zum Angerhof, einem Hof am Rande der Gemeinde.

Danach ging es weiter. Zuerst nach Czerwentzütz, dann nach Deutsch Brod. Irgendwann waren wir in Oberösterreich. Da hat es fürchterlich geregnet. Meine Schwester hatte ein Kind, das nur ein paar Wochen alt war. Es ist dort gestorben. Wir haben es dann von einem Berg, auf dem wir gerade waren, hinunter in ein Dorf getragen. Da sind wir dann zu einem Sargmacher und danach haben wir Leute, die bei der Kirche standen gefragt, wie es weitergehen könnte. An den Pfarrer haben sie uns verwiesen, aber wirklich geholfen hat uns niemand.

„Grabt's es dort nebenan ein“, hat der Pfarrer gesagt. Wir haben dann das

Kind ganz alleine eingegraben. Ohne Helfer, ohne Pfarrer. Das Geld, das ihm meine Schwester nach der Beerdigung gegeben hat, hat er dann schon genommen, der Pfarrer.

Dann sind wir zurück zum Sargmacher. Der hat uns dann gesagt, dass wir die Nacht bei ihm verbringen könnten. Allerdings war das Haus voll und wir mussten deshalb im Lager schlafen. Wir haben uns alle auf den Boden gelegt, aber meine Schwester hat es sich mit ihrer Decke in einem Sarg bequem gemacht. Unsere Mutter meinte, das wäre aber eine Gotteslästerung.

Auf dem weiteren Weg, ging es uns dann besser. Weil wir aus einer eher flachen Gegend kamen, hatten unsere Wagen keine Bremsen. Da hat unsere Vater am Wegrand Stecken abgeschnitten, mit denen wir bergab in die Speichen rein griffen und so einen Bremseffekt erzeugt haben. Die Pferde waren auch meistens hinten am Wagen angehängt, ebenfalls um zu bremsen.

Dann kamen wir über Engelhardtszell zum Jochenstein an der Grenze zwischen Österreich und Bayern. Auf der einen Seite war der Russe, auf der anderen der Amerikaner. Die Amerikaner sagten, wir sollten über die Donau rüber, aber meine Mutter weigerte sich, mit dem Wagen auf einer Zille überzusetzen. Danach haben sie uns ein wenig zappeln lassen, aber schließlich durften wir nach Bayern einreisen ohne vorher die Donau zu überqueren. Da waren dann auch Leute, die uns was zum Essen gegeben haben.

Wir sind weiter die Donau heraufgezogen und eines Tages waren wir dann in Oberzeitldorn. Da haben wir an der Brücke angehalten. Da ist dann eine Frau mit einer Gretlfrisur daher gekommen. Die hat uns einen Teller mit richtig großen Reiberknödel und Sauerkraut gegeben. Besteck hatte sich nicht dabei. Aber da wusste sich mein Vater mit seinem Taschenmesser schon zu helfen. „Viel hob i ned, oba i gib jedem, der kimmt, a bisserl was“ hat sie gesagt. Später habe ich die Frau ein paar Mal in Wörth gesehen, aber ich habe sie nie angesprochen und gefragt, wie sie heißt.

In Oberzeitldorn sind wir einen Tag geblieben und dann weiter nach Wörth. Dort haben wir dann Quartier gesucht. Zu zwölf sind wir aufgebrochen und in Wörth waren wir dann schon weniger. Die einen sind in Hof gelandet, die anderen beim Bemmerl Hartl. Beim Gressbauer war ein Zettel angeschlagen: Kartoffel zu verkaufen“. Da hat meine Mutter gesagt: „Endlich kriegen wir mal Kartoffel für die Kinder“. Wir sind hin und haben gefragt, ob wir bleiben könnten. Meine Schwester sagte, wir wären vier, die arbeiten könnten und drei Kinder. „Wenn ihr anpackt, könnt ihr bleiben“ hat der Gressbauer gesagt. Vier Wochen waren wir dort. Die einen haben in der Tenne im Stadl, die

anderen im Stroh geschlafen.

Einmal mussten wir zum Sauberg hinter. Der Vater mit der Egge, ich auf dem Pferd mit der Walze hinten dran. Kurz vor Mittag waren wir wieder zu Hause. Da fragt der Altbauer: „Bist du denn schon fertig oder habt ihr nimmer mögen?“ „Wir sind schon fertig“, hat mein Vater erwidert. „Ja des gibt's doch nicht. Der Jackl hat woanders zwei Tage braucht und ist noch nicht fertig. Wollt ihr nicht noch länger bleiben und uns helfen?“ „Ja“, haben wir uns gedacht, „dann bleiben wir halt noch ein wenig.“ „Tilka, du musst in den Stall gehen“, hat es danach geheißen. Da ist mir ganz anders geworden. Zu Hause hatte ich nur Säue- und Jungvieh gefüttert, aber die großen Viecher da, da wusste ich ja gar nicht, wie ich mit denen umgehen sollte. „Mein Gott, hat der Kressbauer gesagt, hat denn des Deandl no koa Kuah ned gsegn?“

Wir haben dann eine richtige Unterkunft benötigt. Über dem Rossstall hatte der Kressbauer zwei Stüberl, in dem aber Hühner drin waren. Dann hat er die Hühner raus und die ganzen Abfallkisten, die auch drin gestanden sind hat er auch entfernt. Dann hat er uns einen Kübel voller Kalk hingestellt. „Ja und mit was sollen wir jetzt streichen?“ hat mein Vater gesagt. Es war wirklich so, dass wir fürs Arbeiten außer Essen nichts bekommen haben. Und wir waren froh darüber. Gestrichen haben wir dann mit kleinen Schuhbürsten. Letztendlich sind unsere Zimmer recht schön geworden. Der Brandl-Wagner hat uns dann noch ein Bett gebracht. Dann hatten wir zwei, weil eines hatten wir selber mitgebracht. Vom Spitzer aus Wiesent haben wir einen Ofen bekommen. Als wir den Ofen hatten, hat meine Schwester gesagt: „Und jetzt können wir durch's Ofenrohr schauen“. „Warum?“ hat die Spitzerin gefragt „Ja weil wir nur ein Loch in der Mauer haben und kein Rohr“ haben wir geantwortet. „Geh, gebts de Deandla a no a Ofenrohr mit hat dann die Spitzerin gesagt.

Nachdem wir uns eingerichtet hatten, dauerte es keine vier Wochen, bis weitere Flüchtlinge ankamen. Frau Leßmann mit ihre vier Kinder. Und der Flüchtlingskommissar hat gesagt, das sei die größere Familie und die hätte deshalb ein Vorrecht auf den Bezug der Zimmer. Ich hab aber gesagt, dass ich keinen reinlasse in unser Zimmer. Der kleinste Lessman ist dann in mein Zimmer gezogen, der Erich.

Dann will ich noch was erzählen. Als wir an Pfingsten in Tracht in den Gottesdienst gegangen sind, haben die Leute recht geschaut. Und nach der Kirche haben wir einen Mann gesehen. Meine Mutter hat gesagt: „Woher kenn' ich den?“ Ich hab ihn gleich erkannt. Ein paar Tage bevor wir von zu Hause weg sind, hat der Graf die gesamte Milch, 25 Kannen waren das, an alle verteilt, damit wir sie eventuell vorbeikommenden Soldaten geben konnten. Wir hatten kurz zuvor Brot gebacken. Und tatsächlich sind dann auch Soldaten gekommen. Sie saßen dann bei uns und haben gegessen und

getrunken. Nur der kleinste, der stand so rum. „Ja, willst du denn nichts?“ hab ich zu ihm gesagt. „Scho“ hat er gesagt, „Des Scherzl hätt ich gern.“

Nachdem die Soldaten die Milch getrunken und alle vier Brote gegessen hatten, hat ihr Leutnant gesagt: „Haut die Gewehre weg und schaut, dass ihr nach Hause kommt.“ Und dann begegnen wir einem von denen in Wörth. Meine Mutter wollte das gar nicht glauben. Der Soldat war der Karl Fuchs. Nachdem wir ihn nach der Kirche getroffen hatten, ist er tags darauf zum Kressbauer gekommen und hat gesagt, dass er mit seiner Mutter geredet hätte. Unser 7-jähriger könnte, solange wir in Wörth sind, jeden Tag zum Fuchs zum Essen kommen als Dank für das Scherzl Brot.

Im Herbst 1946 sind meine Eltern zurück. Ich bin dageblieben, weil ich in der Zwischenzeit meine künftigen Mann kennen gelernt hatte. Als wir dann geheiratet haben, habe ich mit meinem Flüchtlingsschein einen Bezugsschein bekommen. Damit bin ich zum Saller-Schuster und hab mir schwarze Schuhe gekauft. Als ich sie dann zur Hochzeitsfeier angezogen habe, war der eine ein 38er und der andere ein 40er. „Ja mei“ hat der Saller später gesagt, „Ich hab mir denkt, Flüchtlinge können alles brauchen.“

Von der Wellnhoferin habe ich eine Heringsbüchse bekommen. Damit habe ich Kartoffeln - mit der Schale! - gekocht und später auch die Windeln drin ausgewaschen. Wir haben ja nichts gehabt und gesehen hat es eh keiner.

Das muss ich schon sagen, dass uns hier in Wörth viele Leute sehr geholfen haben. Ich bin mit meinem Leben zufrieden.

Wenn ich ein wenig Vertrauen zu ihm gewonnen hatte, dann musste er wieder weg.

Günther Basowski erzählt



Eingangs möchte ich erklären, warum es bei unserer Flucht so schnell und Hals über Kopf hat gehen müssen. Am 12.01.1945 war der Angriff auf die Grenzen des Deutschen Reiches in Ostpreußen. Vier Heeresgruppen mit vier Generälen waren seitens der Sowjets dabei. Und jeder General wollte der erste in Berlin sein. Die deutschen Truppen waren völlig unterlegen. Einem deutschen Panzer standen elf russische gegenüber und bei der Infanterie war das Verhältnis sieben zu eins.

Der Ort, wo ich lebte, hieß Jassen und lag in Pommern. Ganz klein war er. 269 Einwohner hatten wir. Man kann ihn vielleicht mit Hofdorf vergleichen. Vier Kilometer hatten wir zur polnischen Grenze. Die Großeltern väterlicherseits kamen aus Westpreußen. Die mussten 1918 abhauen, weil es polnisch wurde. Die Eltern der Mutter waren aus Pommern. Meine Schwester war 1932 und ich 1938 geboren worden. Bis es mit dem Krieg so richtig los ging, führten wir eigentlich ein beschauliches Leben, obwohl der Vater eingezogen worden war.

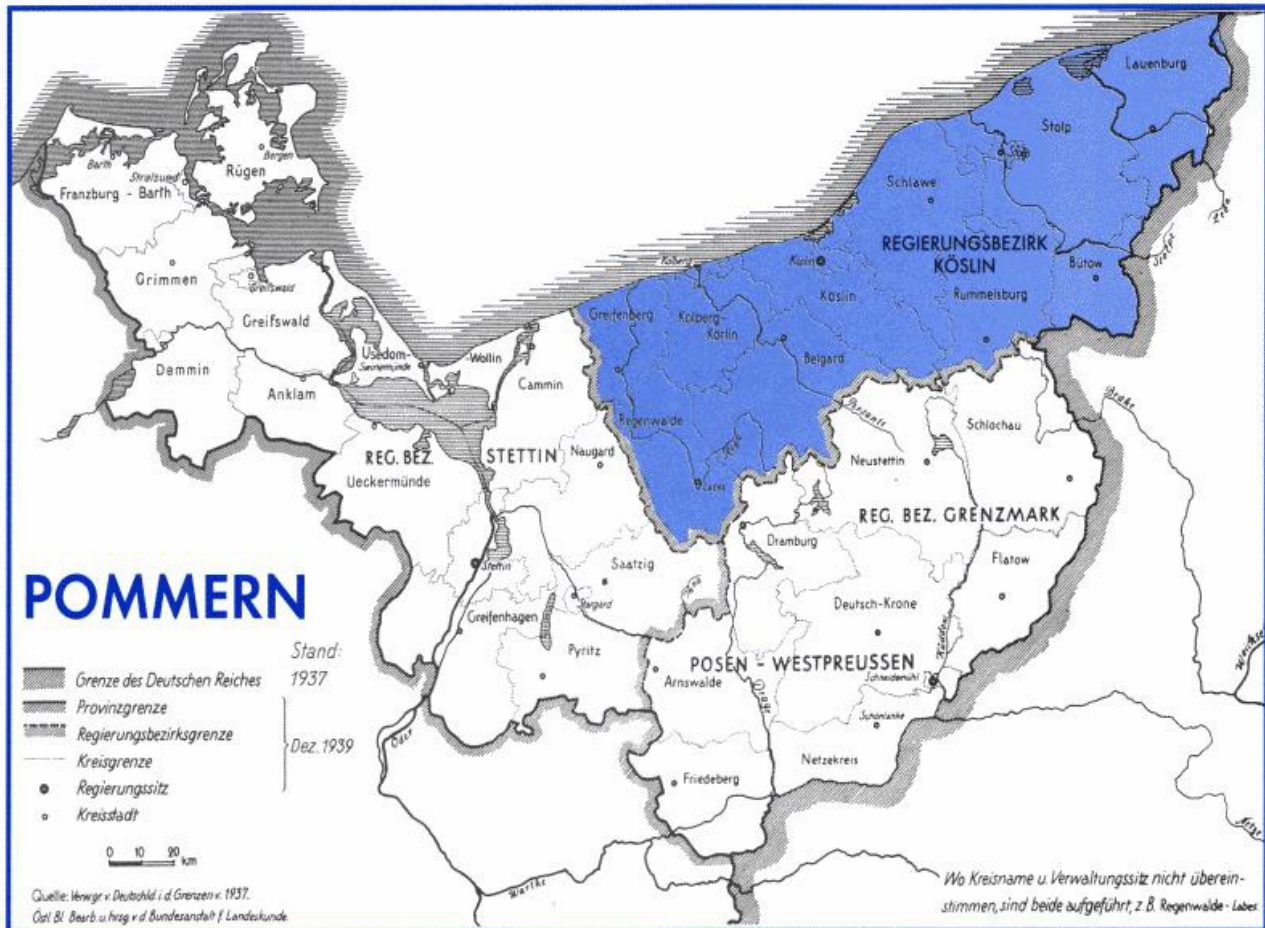


Günther Basowskis Elternhaus

Dorfkirche, Pfarrer, Dorfwirtshaus, einen berittener Gendarm und einen Fischer gab es und wir hatten Haus und Garten. Aber seit mein Vater eingezogen worden war, hatten wir keine Kühe mehr, weil die Mutter mit den Kindern genügend Arbeit hatte. Außerdem musste Haus, Feld und Federvieh versorgt werden.

Wenn der Vater von der Front in Urlaub kam, war das, wie meine Mutter immer erzählt hat, eine ziemliche Aufregung, weil ich ihn nicht mehr erkannte. Ich war schließlich 1938 geboren und er ist 1939 eingezogen worden. Und wenn ich dann ein wenig Vertrauen gewonnen hatte, dann musste er wieder weg.

Richtig bequem in heutigen Sinne war unser Leben aber auch nicht. Wasserleitung hatten wir keine. Unten im Hof war ein Brunnen, der im Winter oft eingefroren war. Die meisten bei uns waren mit Feldarbeit beschäftigt, je nachdem was man hatte. Andere arbeiteten beim Torfstechen oder im Wald. So hat man sich halt über die Runden gebracht.



Der Vater kam immer weniger auf Urlaub nach Hause und irgendwann kam er überhaupt nicht mehr. Dann hat es nicht mehr lange gedauert; dann kamen ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen. Das war so im Februar/März 1945. Die haben dann bei uns die Pferde untergestellt, soweit das möglich war. Später wurden es immer mehr und die Pferde wurden dann im Freien angebunden. Wir hatten schließlich nur ein kleines Anwesen. Dann dauerte es wieder ein paar Wochen und dann kamen auch die ersten Soldaten. Das waren schon wieder die Vorkommandos, die den Rückzug für die anderen planen mussten.

Es kamen auch russische Zwangsarbeiter durch. Aus eigener 'Erinnerung weiß ich es nicht, aber erzählt wurde es mir später, dass einige von denen dann auf dem Weg in die nächste Ortschaft im Wald eine Aufsichtsperson erschlagen haben und dann stiftend gegangen sind. Da war dann ziemliche Aufregung im Dorf und der Ortsgruppenleiter ist mit der Pistole umher gerannt.

In unserem Dorf gab es einen hölzernen Feuerwehrturm. Der Ortsgruppenleiter befahl, dass die Frauen da rauf müssten, um zu schauen, wann die ersten russischen Panzer kommen. Meine Mutter hat sich geweigert und hat gesagt, sie hätte zwei kleine Kinder, die sie nicht alleine lassen könne und würde deshalb da nicht rauf gehen.

Immer noch kamen Flüchtlinge. Aber dann ging es auch bei uns los. Es hat geheißen, ihr bekommt jetzt Pferd und Wagen. Ihr müsst weg. Eine weitere Mutter mit Säugling sollte auch zu uns auf den Wagen. Mein Mutter hat gesagt: „Ja, wie soll das gehen? Ich habe noch nie in meinem Leben einen Pferdewagen gefahren. Da können wir gleich zu Fuß laufen“ Schließlich hätte die Frau mit dem Säugling auch nicht helfen können; die war vollauf mit ihrem Kind beschäftigt. Dann haben wir einen oder mehrere Tage gewartet – ich weiß es nicht mehr genau – und dann kam ein neuer Befehl, dass mit der Bahn gefahren wird. Am Bahnhof kam dann ein Güterzug mit Verwundeten drin. Da sind dann auch wir eingestiegen. Dass war dann natürlich schon besser als mit dem Pferdewagen zu fahren. Über Bütow und Stolp ging es Richtung Lauenburg.

Vom Zug aus haben wir die Flüchtlingsmassen beobachten können. Man muss sich vorstellen, dass die Russen uns eingekesselt hatten. Der Kessel hatte eine Länge, von etwa der Entfernung von Regensburg bis Straubing. Breit war er vielleicht 10 Kilometer. Wir haben natürlich die Pferdetrucks mit dem Zug überholt. Da waren einige im Straßengraben drin. Woran das lag, weiß ich nicht. War es die Kälte, der Schnee oder war es die Erschöpfung der Pferde? Oder waren die Wägen defekt? Die waren schließlich von Ostpreußen schon 150 bis 200 Kilometer unterwegs.

Irgendwann sind wir nach Lauenburg gekommen. Das war dann schon nahe an der Ostsee. Da mussten wir wieder aussteigen und es ging zu Fuß weiter.

Da haben wir dann Glück gehabt. Soldaten Auf der Flucht befindliche Soldaten – offiziell hieß es „neue Stellungen beziehen“ - hielten an und sagten, die Frauen sollten auf ihren Fahrzeuge mitfahren, weil hinter ihnen der Russe kommt. In der Gruppe war auch eine Lehrerfamilie mit Großmutter, aber ohne Vater, weil der als Ortsgruppenleiter nicht fliehen durfte.

Schnell vorwärts gekommen sind wir da aber auch nicht, weil wir immer wieder in die langsamen Trecks reingekommen sind. Dann kam auch noch die Feldpolizei. Die hat dann die Ausweise kontrolliert. Die haben nach wehrfähigen Männern gesucht. Wehrfähig ging ungefähr von 16 bis 60 Jahren. Der älteste Sohn der Lehrerin war für seine 15 Jahre schon recht groß. Den hätten sie gleich raus gezogen. Aber da hat die sich gewehrt.

Auf einmal hieß es „absitzen“. Es ging nicht mehr weiter, weil uns Flüchtlinge aus dem Nordosten, der Danziger Gegend, entgegen kamen. Die wollten weiter nach Westen und wir nach Nordosten. Die Straßen waren verstopft, es ging nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts. Wir mussten dann unseren Weg zu Fuß fortsetzen. Immer in Richtung Gotenhafen. Es war ein Elendszug. Unüberschaubar. Dann die vielen Geräusche: Pferde, Wagen, Geschrei, Motorengeräusche. Irgendwann trafen wir auch aussortierte Soldaten und Hitlerjungen. Die mussten zur Front.

Eines Tages kamen wir dann doch noch in Gotenhafen an. Sehr viele Flüchtlinge waren dort. Alle sind hierhin und dorthin gelaufen, aber keiner wusste, wo er eigentlich hin sollte. Gotenhafen war ja auch Hafenstadt, sogar Kriegshafenstadt und da gab es riesige Lagerhallen. In eine von denen wurden wir dann eingewiesen. Meine Schwester war sehr erschöpft und ihre Schuhe waren auch schon durchgelaufen. Dann ging die Suche nach Essen los. Dazwischen war dann immer mal wieder Fliegeralarm.

Wenn Schiffe kamen, liefen gleich alle zum Hafen hin. Da hast aufpassen müssen, dass du nicht ins Wasser geschoben wurdest. Die Schiffe fuhren aber nicht, wie von uns erhofft, nach Dänemark oder Schleswig Holstein, sondern nach Danzig, um dort neue Flüchtlinge abzuholen. Trotzdem sind wir bei jedem auftauchenden Schiff wieder hin gerannt. Fast drei Wochen ging das so.

In der Zwischenzeit wurde der Kessel, den die Russen gebildet hatten, immer enger und der Hunger immer größer. Die wenigen Soldaten, die noch da waren, haben dann die toten Pferde, die gefroren am Straßenrand lagen, zerlegt und danach verteilt. Wir hatten aber nicht einmal ein brauchbares Behältnis. Aus alten Konservenbüchsen haben wir gegessen. Manchmal setzte der Beschuss ein, dann mussten wir uns hinwerfen und das Essen lag auf dem Boden und wir hatten wieder nichts. Wenn du nichts richtiges zum Essen kriegst und das, was du an Kleidung am Körper trägst nie wechseln kannst, dann wirkt sich das auch auf deine Gesundheit aus. Allerdings bekamen wir ab und zu was aus der Feldküche der Soldaten.

Irgendwann war die Front so nah, dass wir sie zwar wegen der Hügel nicht sehen, aber hören konnten. Das waren nur noch vier oder fünf Kilometer. Die haben über die Hügel geschossen und manchmal kamen auch Flieger. Da mussten wir dann jedes Mal, wenn noch Zeit war, schnell in den Luftschutzkeller. Und wir waren kaum drin, da ging es auch schon richtig los. Die Russen verwendeten Raketenwerfer, die unter dem Namen Stalinorgeln bekannt waren. Die schossen innerhalb von Sekunden mehrere Raketen ab. Im Keller haben wir geweint, gebetet und gesungen. Ein Lied höre ich noch heute „Harre, meine Seele, harre des Herrn“. Das ist mir bis heute nicht aus dem Kopf gegangen. Ein Erdbeben stelle ich mir ähnlich vor.

Man darf nicht glauben, dass wir uns in Bunkern aufhielten. Das waren ganz normale Keller von Häusern. Manchmal hat es die Eisentüren durch die Einschläge verzogen und die Türen klemmten. Wenn dann auch noch die Hauptleitung vom Wasser kaputt ging, konnte es schon vorkommen, dass die Leute im Keller ertrinken sind.

Einmal, als die Mutter unterwegs auf der Suche nach Essen war, sind wir bei Fliegeralarm nicht in den Keller. Wir haben uns das angesehen mit den Fliegern und der Flak. Das gab so schöne Wolken am Himmel. Als meine Mutter dann kam, gab es Schläge. Sie hat es oft erzählt, wie ein Soldat dann gesagt hat: Nu hörn Se mal auf! Den Angriff hat er überlebt und Sie wollen ihn doch jetzt nicht noch tot schlagen?

Die Lehrerin, die mit uns auf dem Soldatenauto gewesen war, war sehr aktiv und auch sehr beschlagen. Parteibuch- und Abzeichen hatte sie dabei und bekam deshalb die vertrauliche Nachricht, dass wir uns fertig machen müssen. Wir sollten auf ein Schiff, das nicht von Gotenhafen, sondern von Hela, etwa 60 km von uns entfernt, abfuhr. Aber wir konnten die 60 km unmöglich laufen. Wie diese Frau es fertig gebracht hat, weiß ich nicht, aber sie hat zwei Fuhrwerke und Pferde aufgetrieben.

Bei Nacht und Nebel ging es dann los. In der Nacht deswegen, weil es da ruhiger war und kaum Angriffe gab. Auf dem vorderen Fuhrwerk waren wir Kinder und auf dem hinteren die Mutter, die Lehrerin und die alte Oma. Auf dem Weg wurden wir getrennt und wir den besseren Fahrer hatten, verloren wir auf dem Weg die Erwachsenen. In Hela angekommen, fehlten die Erwachsenen. Wir wussten nicht was war. Dazwischen war Fliegeralarm gewesen. Vielleicht war ihnen da was passiert. Der Weg nach Hela führte schließlich über eine Halbinsel, die durch Wald zwar gut vor den Tieffliegern geschützt war, aber an den offenen Landestegen und im Hafen konnten sie ihre Angriffe gut fliegen.

Letztendlich sind die Erwachsenen dann doch noch gekommen. Meine Mutter hat dann gesagt: So, das mache ich nicht noch einmal mit. Euch lass ich nicht mehr alleine.“ Wir haben dann wieder auf Schiffe gewartet und gewartet. Der alten Großmutter ging es mittlerweile sehr schlecht. Sie war kurz vor dem Ableben. Dann war wieder Fliegerangriff. Meine Mutter hat sich auf uns Kinder geworfen. Später hat sie erklärt, dass das den Kindern zwar nicht helfe, aber, wenn sie getroffen würden, wären gleich alle tot.

Dann endlich – Gott sei Dank – kam das Schiff. Allerdings war es sehr klein. Da hätten ich nicht viele rein gepasst. Aber dieses Schiff, eher ein Schnellboot, brachte die Leute aufs Meer hinaus auf ein großes Schiff. Das – ich habe das später nachgelesen – hat bei sieben Fahrten 54.000 Leute

transportiert. Die Mutter war schon am Verzweifeln: „Jetzt kommen wir wieder nicht rauf!“ Aber irgendwann hat uns ein Schnellboot nach der Regel „Frauen und Kinder zuerst“ mitgenommen. Dann waren wir oben auf dem großen Schiff. Es dauerte dann noch recht lange bis das Schiff endlich voll war. In Hela war die Großmutter verstorben. Ihre Leiche wurde aber auch auf das Schiff gebracht.

Wenn ich daran denke, dass wir in Gotenhafen eine Frau getroffen hatten, deren Kind auf der Flucht erfroren war, dann muss ich sagen, dass wir schon auch Glück gehabt haben.

Wir sollten unter Deck gehen, aber dort waren Soldaten und Leute, die sich seit ewigen Zeiten mangels Gelegenheit nicht mehr gewaschen hatten. Weil es dort so stank, haben wir es trotz der Kälte vorgezogen, auf Deck zu bleiben. Auch jetzt ging es noch nicht los. Nebel wäre als Sicherheit nötig gewesen oder eine bewaffnetes Begleitschiff. Aber irgendwann war es dann so weit und Anfang April kamen wir in Dänemark an.

Und viele von uns brachten „Untermieter“ mit; Läuse und Wanzen waren das. Wir mussten deshalb als Erstes zum Duschen und Entlausen. Wir Kinder bis zu sieben oder acht Jahren mussten mit den Frauen in die Dusche. Danach ging es zum Blasebalg wegen Entlausung. Später haben wir nachgefragt, was da drin war. „DDT“ war die knappe Antwort. Der Krieg war noch nicht aus und wir konnten uns deshalb noch frei bewegen. Untergebracht waren wir in einer als Notlager umfunktionierten Turnhalle und schiefen wie die Heringe aneinandergedrückt auf Stroh.

Am 7. Mai war dann die Kapitulation. Danach wurden wir in größere Lager zusammengefasst. Das waren dann Militärlager mit Baracken. Da waren dann Hunderte oder gar Tausende – ich weiß es nicht mehr genau - untergebracht. Das Gelände war mit Stacheldraht umzäunt und von Posten mit Gewehr bewacht. Das war dann schon krass. Es gab ganz wenig zu Essen. Gott sei Dank hatten wir uns gut erholen können in der Zeit von der Ankunft in Dänemark bis zur Kapitulation. Da war es sogar so gewesen, dass unsere Mägen das gute Essen gar nicht mehr vertragen haben. Aber jetzt im Lager war das essen mager. Fleisch gab es nur einmal bei der Konfirmation meiner Schwester. Das galt für die Zeit ab Mai 1945 bis November 1948, als wir aus dem Lager entlassen wurden. In einem Raum lebten 15 bis 20 Personen. Wenn wir Glück hatten, bekamen wir Trockenmilch. Fisch gab es auch, aber es war immer Massenverköstigung.

Wir waren in verschiedenen Lagern. In einem hat der Lagerleiter mal seine Weihnachtsgans im 2. Stock zum Kühlen vor das Fenster gehängt. Wir standen darunter und die Zunge hing uns raus.

Das letzte Lager hieß Oksbøl und war das allergrößte. Das erstreckte sich, wenn man es mit Wörth vergleicht, vom Gschwell bis zur Donau. Die Mutter hat dann eine Lebensmittelvergiftung bekommen und es ging ihr sehr schlecht. Durch Brechen und Durchfall verlor sie so viel Flüssigkeit, dass sie beinahe gestorben wäre. Nicht mal mehr gehen konnte sie. Sogar auf die Toilette musste sie getragen werden. Ärztliche Hilfe bekam sie nicht. Ärzte kamen nur, wenn geimpft wurde oder wenn TBC auftrat. Bei einem Fall von Paratyphus kamen sie natürlich auch.

Die Frauen haben sich manchmal unter die Röcke kleine Beutel zwischen die Beine gebunden und damit Kartoffeln und gelbe Rüben aus der Küche, wo sie arbeiteten, gestohlen. So kamen wir irgendwie über die Runden. Weil und die Kochmöglichkeit fehlte, haben wir das Gemüse roh gegessen.

Günther Basowski verliest daraufhin Auszüge aus einem Zeitungsartikel, in dem kritisch geschildert wird, dass nach dem Krieg in Dänemark sehr viele Flüchtlinge, insbesondere Kinder, mangels ärztlicher Hilfe und wegen Unterernährung, gestorben sind. Das löst den Protest einiger Zuhörer aus, die darauf hinweisen, dass es Vorgabe bei den Erzählungen ist, nur persönliche Erlebnisse zu erzählen. Max Fenzl weist zudem darauf hin, dass die aufnehmenden Länder so kurz nach dem Krieg mit den vielen Flüchtlingen überfordert waren. Günther Basowski erklärt, dass den Artikel nur verlesen habe, um zu belegen, dass seine Schilderung nicht aus der Luft gegriffen ist.

Wo der Vater war, wussten wir nicht. Irgendwann bekamen wir aber vom Deutschen Roten Kreuz über das russische Rote Kreuz die Mitteilung, dass er in Russland in einem bestimmten Lager in Kriegsgefangenschaft ist.

Zeitungen oder Radio hatten wir nicht. Von Informationen waren wir also abgeschnitten. Gerüchte gab es dafür umso mehr. 1948 hat man aber dann gehört, dass die Lager – es gab ja nicht nur unser Lager, sonder ganz viele - aufgelöst würden und bemerkt haben wir das auch, weil man gesehen hat, dass nach und nach immer mehr Räume leer standen.

Im November 1948 waren dann wir dran. Das bisschen Zeug, das wir hatten, kam in eine Kiste rein und ansonsten nahmen wir nur mit, was wir am Leibe trugen. Danach ging es in den Zug rein. Dass wir nach Deutschland kamen, wussten wir, aber wo wir genau hinkommen sollten, wussten wir nicht. Angekommen sind wir dann im Schwarzwald, im französischen Sektor. Später haben wir erfahren, dass die Mutter meines Vaters sich nach Köln durchgeschlagen hatte. Und weil wir damit Verwandte in der westlichen Zone hatten, kamen wir auch in den Westen.

Die Einheimischen haben uns zum Teil geholfen. Wir waren evangelisch, waren aber in einer katholischen Gegend. Weil es keinen evangelischen Pfarrer dort gab, empfahl uns jemand, zum katholischen Pfarrer mit der Bitte um Hilfe zu gehen. Der hat uns dann gefragt, woher wir kommen, wie viele Personen wir seien und was wir benötigen würden. „Wir brauchen Kartoffeln“, war die Antwort. Dann kam die Gretchenfrage: „Katholisch oder evangelisch?“ „Wir sind evangelisch.“ „Dann kann ich Ihnen leider keine geben. Gehen Sie zum evangelischen Pfarrer.“ Wir brauchten aber was und die nächste Gemeinde mit einem evangelischen Pfarrer war sechs Kilometer entfernt. Wie hätten wir da hinkommen und Kartoffeln besorgen sollen. Im Ort gab es aber auch katholische Leute, die uns Hilfe gebracht haben.

Gehabt haben wir fast gar nichts. Jeder hatte einen Löffel und einen Stuhl; einen Tisch hatten wir auch noch. Von der Gemeinde bekamen wir einen Wecker und Messer. Unsere Bekleidung bestand aus dem, was uns die Mutter aus altem Militärmaterial zusammengenäht hat.

Ich habe es zwar bereits gesagt, aber ich will es wiederholen. 1938 bin ich geboren. 1939 ist mein Vater eingezogen worden. Als er dann im Sommer 1949 aus der russischen Gefangenschaft zurückgekommen ist, haben wir ihn mit dem Handwagen vom Bahnhof abgeholt. Er hat wohlgenährt ausgesehen, aber es hat sich schnell herausgestellt, dass er Wasser hatte. Aber eigentlich hätte ein X-Beliebiger da stehen können, dann hätte ich halt gesagt „Grüß dich Gott, Vater!“ Das waren zehn Jahre, in denen ich ihn mal kurz gesehen habe und danach musste er gleich wieder an die Front.

Jetzt waren wir wieder alle beieinander und es ging uns ein wenig besser, weil jetzt wenigstens ein Geldverdiener da war, dennoch haben wir bis weit in die 50er Jahre auf Strohsäcken geschlafen. Eine größere Wohnung haben wir aber dann doch bekommen. Die war in einem renovierten, recht großem Wirtshaus. Der Wirt hatte uns beobachtet und weil wir ordentlich aussahen, immer einen geraden Scheitel hatten, hat er uns die Wohnung gegeben, hat er mal meiner Mutter erzählt.

Später sollten ihm weitere Leute zugewiesen werden, aber das hat er abgelehnt. Die saßen dann im Wirtshausgarten unter Kastanien auf ihren Kisten. Später kam aber dann ein Offizieller der Gemeinde und hat denen die Wohnung geöffnet.

Im Sommer 1949 bekam der Vater Arbeit bekam und jetzt, wo er einen festen Verdienst nachweisen konnte, bekamen wir Schuhe auf Abzahlung. Das war alles noch die Zeit, in der es Lebensmittelmarken gab. Schuhe hast du auch nur auf Bedarfsnachweis und mit Bezugsschein bekommen.

Ich habe mich dann bei der Bundeswehr verpflichtet und etwa zum Zeitpunkt des Baus der Berliner Mauer habe ich dann auch meine Frau kennen gelernt. Wir haben dann geheiratet und weil sie aus Wörth ist, bin ich auch hier gelandet.

Einfach war das alles nicht.

Zum Schluss möchte ich noch eines betonen. Die Zeit im Lager war die Phase der Prägung in meinem Leben. Aber wenn du aus dem Fenster geschaut hast, hast du nur Stacheldraht gesehen. Es war eine schlimme Eintönigkeit. Andere Kinder sind da vielleicht mit einem Jahr reingekommen und nach dreieinhalb Jahren wieder raus. Die kannten mit vier/fünf Jahren weder Hund noch Katze oder Hasen. Die kannten nur Stacheldraht und mussten im Nachhinein vieles erlernen. Die Leute, die gleich nach Deutschland gekommen waren, mussten zwar häufig hungern, aber sie waren wenigstens frei.

Wegen der fortgeschrittenen Zeit schlagen die Veranstalter den Abbruch der Veranstaltung und eine Neuansetzung in ein paar Wochen vor. Aber es besteht noch Redebedarf.

Norbert Plschek:

Was mir so bitter aufgeschlagen hat, als wir hierher gekommen sind, war, dass wir immer als Flüchtlinge bezeichnet wurden. Da bin ich rebellisch geworden und da hat es manche Rauferei gegeben deswegen. Ich bin kein Flüchtling, sondern ein Vertriebener. Andererseits war es für die Leute hier auch nicht einfach. Wir sind hier angekommen und die mussten für uns ein Zimmer frei machen.

Max Fenzl:

Man muss auch die guten Seiten zeigen. In unserem Dorf haben wir vielleicht 30 Einwohner gehabt und dann sind die Flüchtlinge gekommen und wir waren auf einen Schlag 70 Leute. Keiner hat aber mit denen geschimpft oder war sonst wie unfreundlich.

Der Abend schließt mit einer kurzen Diskussion darüber, ob Vertriebene und Flüchtlinge gut oder schlecht in der neuen Heimat empfangen wurden. Vergrößernd gesagt war es so, dass Flüchtlinge und Vertriebene in städtischen Gebieten, wo die Not größer war, eher unfreundlich und in ländlichen Gebieten, wo die Lebensmittelversorgung besser war, eher freundlich empfangen wurden.

2. Abend – 5. März 2013

Alle Erzähler waren am zweiten Abend wieder zugegen. Ebenso hatten sich erneut zahlreiche Zuhörer eingefunden.

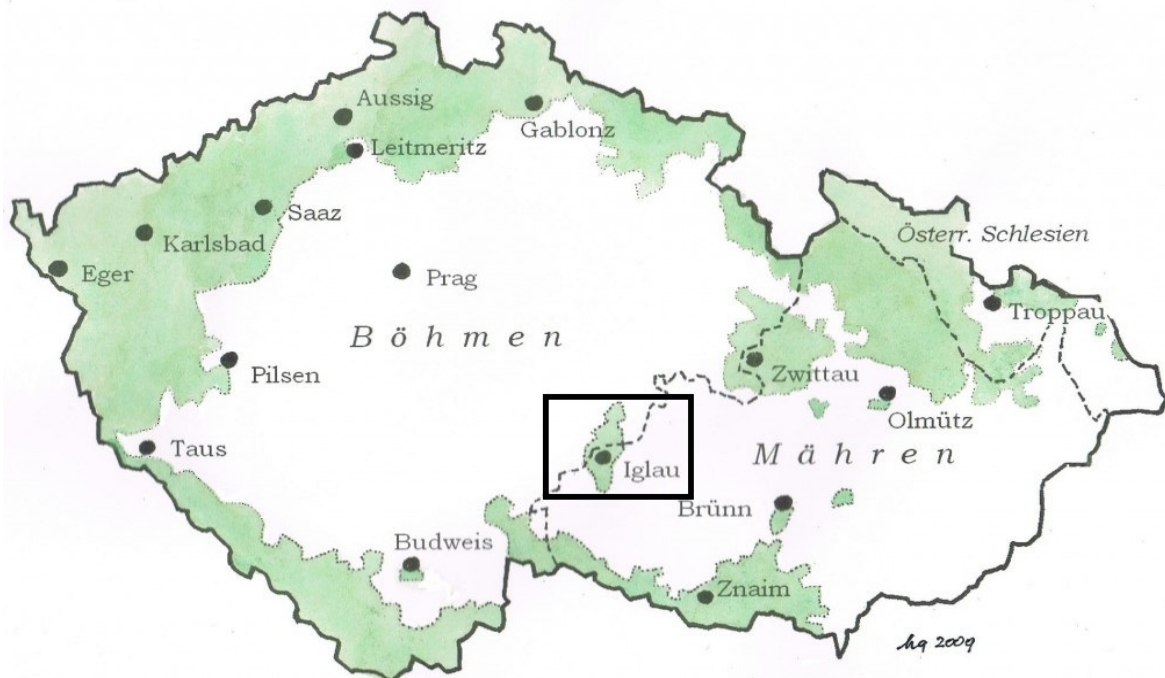
Weil Günter Basowski noch Nachträge zu seiner Erzählung vom ersten Abend hatte, sprach er als erster. Wir haben allerdings diese Geschichten in seine Erzählung vom ersten Abend eingebaut.

Und so haben wir wieder angefangen... Anni Schnurrer erzählt



Ich stamme aus Iglau in Böhmen, einer Sprachinsel. Die Stadt hatte 35.000 Einwohner. Das waren alles Deutsche. Und rund herum waren 72 Dörfer, die auch alle deutsch waren. Wenn man dann weiter weg kam, hat sich die Bevölkerung immer mehr vermischt.

Als der Krieg zu Ende ging, hieß es, wir müssten flüchten. Wir hatten bereits Wagen vorbereitet, die zur Abfahrt bereit standen, aber dann hieß es, wir dürften nun doch nicht flüchten und wir haben wieder ausgepackt.



Eines Tages war es dann zu spät. Noch vor den Russen kamen die Tschechen und haben uns aus unseren Häusern raus geholt. Wir mussten uns aufstellen und dann haben sie uns zehn Kilometer weit getrieben. Danach haben sie uns wieder nach Hause geschickt. Aber als wir zu Hause waren, waren alle Häuser leer. Ausgeräumt! Wir saßen also in den leeren Häusern und am Tag darauf kamen die Russen. Das war am 9. Mai.



Iglau

Jetzt ging es wieder von vorne los. Mein Vater hat uns jungen Frauen versteckt und dabei haben ihm Tschechen, die bei uns gearbeitet haben,

geholfen. Als das mit dem Verstecken aufkam, wollten sie meinen Vater erschießen, weil der nicht gesagt hat, wo die Leute sich aufhielten. Als er schon an der Wand stand, hat ein russischer Offizier, der bei uns einquartiert war, eingegriffen und die Erschießung abgeblasen.

Im Juni wurden wir dann zu tschechischen Bauern zum Arbeiten gebracht. Nach vielleicht sechs Wochen haben die rausbekommen, dass mein Vater was von der Bauernarbeit verstand. Sie haben uns dann auf ein großes Gut, tief im Tschechischen, geholt. Da waren wir dann bis ins Frühjahr 1946. Dann wurden wir in ein Lager gesteckt. Danach kam etwa im Oktober die Ausweisung. Man hat uns in Viehwägen gesteckt und los ging die Fahrt. Wohin wussten wir nicht. In Furth im Wald wurden wir entlaust und weiter ging es. Wir wurden dann in Taimering abgekoppelt. Andere wurden weitertransportiert. Die sind bis nach Hessen gekommen. Von Taimering wurden wir nach Pfatter verlegt. Wir kamen in ein großes Gasthaus, das heute noch existiert und damals „Vogelmeier“ hieß. Da gab es einen großen Saal, in dem ein Feldbett neben dem anderen stand. 50 bis 60 Leute waren da untergebracht. Waschen musste man sich im Hof.

Essen hätte es aus einem Lager gegeben, aber da ist nichts bei uns angekommen. Wo die Lebensmittel alle hingekommen sind, hat niemand gewusst. Mittags gab es ein wenig Suppe. Das war es dann schon. Alle haben versucht, bei den Bauern Arbeit zu bekommen, um zumindest ein wenig Milch oder sonst was zu bekommen.

Bis in den Herbst waren wir in diesem Pfatterer Wirtshaus. Dann bekamen wir in Wörth beim Stellwag eine Wohnung zugeteilt. Beim Stellwag oben hat eine alleinstehende Frau gewohnt. Vier Zimmer hatte die. Das kleinste Zimmer hatte man für unsere vierköpfige Familie beschlagnahmt. Dass wir da eingewiesen wurden, hat die Frau so geärgert, dass sie in dem Zimmer alles kaputt gemacht hat. Aus der Beleuchtung hat sie die Fassungen raus gerissen. Wir kommen da also im November um fünf Uhr nachmittags hin, haben kein Licht und es ist eiskalt. Nicht mal ein Ofen war da. Nichts! Alles ausgeräumt!

Am anderen Tag ist einer gekommen, der hat sich erbarmt und gesagt, er geht mit uns in seinen Wald. Da können wir uns dann Äste abschneiden, damit wir uns was zum Hinsetzen zusammenbauen können. Hinsetzen konnten wir uns jetzt, aber sonst haben wir weiterhin nichts gehabt. Aber später haben wir dann von einigen Wörthern was bekommen. Einen alten Ofen vor allem. Und so haben wir wieder angefangen.

Mein Vater hat dann Arbeit gesucht und hat dann endlich in Regensburg was gefunden. Jeden Tag ist er zu Fuß dorthin und wieder zurück. Geld hatten wir ja keines. So haben wir uns langsam aufgerappelt.

Dann haben wir eine andere Wohnung zugewiesen bekommen. Meine Tante, die hochschwängere Schwester meiner Mutter, ist auch ausgewiesen worden. Die kam mit einem Transport in die Ostzone. Dort wurde dann ihr Kind geboren. Weil die dort ganz alleine war, hat meine Mutter versucht, dass sie sie zu uns herbringt. Aber dafür war Voraussetzung, dass sie eine Wohnung in Wörth nachweisen konnte. Das konnten wir aber nicht, weil vier Personen in einem kleinen Raum schon zu viel waren. Einer aus dem Sand *[Stadtteil von Wörth a.d. Donau]* hat dann ein Zimmer zur Vermietung angeboten und meine Tante durfte herkommen. Aber das war wieder so ein Zimmer, in dem nicht mal ein Ofen war. Wir haben das dann so geregelt, dass die Tante mit dem Kinder tagsüber bei uns war und am Abend ist sie dann mit mir, der Ältesten, in den Sand runter zum Schlafen. Eiskalt war es und an den Wänden hat der Raureif geglitzert.

Später dann ist ihr Mann aus der Gefangenschaft gekommen. Der war Tierarzt und ist immer mit dem Fahrrad rumgefahren und hat geschaut, ob er irgendwo was arbeiten kann und ob er sich vielleicht irgendwo selbständig machen kann. Da ist es dann ein wenig besser geworden, aber insgesamt war es schon schlimm.

Dann haben wir beim Schützinger eine Wohnung bekommen. Da hatten wir dann zwei Zimmer und das war dann annehmbar. Und dann haben wir uns das Haus auf dem Schlossberg per Ratenzahlung gekauft. Und da hatten wir dann richtiges Pech mit unseren Nachbarn. Die wollten uns nicht da oben haben. „Die Flüchtlinge haben da nichts verloren. Das hier ist für die Einheimischen“ sagten sie. Denen hat gar nichts gepasst, was wir gemacht haben. „Fahrt's heim! Wenn's ihr gscheide Leut wärt, dann hätten's euch ned nausgeschmissen. Ihr seid's lauter Zigeuner!“ Das konnten wir uns jede Woche mehrfach anhören.

Ja, so war das bei uns.

Nachfrage Alfons Fürst: Wie war das eigentlich? Gab es einen Unterschied in der Infrastruktur zwischen Iglau und Pfatter?

Maria Schnurrer: Also ich kann das nur aus Sicht eines Kindes beurteilen. Bei uns in Iglau haben die Häuser bereits so richtig große Fenster gehabt. Hier hatten die Häuser noch so kleine Fensterl und die Häuser waren auch viel kleiner.

Kommentar Alfons Fürst: Das bestätigt das, was ich vom Sudetenland höre, dass die uns hier um 30 Jahre voraus waren. Reihwiesen hat beispielsweise 1938 bereits Teerstraßen gehabt.

Nachfrage Johann Festner: Sie haben gesagt, dass Ihr Vater jeden Tag zur Arbeit zu Fuß nach Regensburg und zurück gegangen ist. Wie lange hat er das gemacht? Ist er nicht wenigstens dann, als er das erste Geld bekommen hatte, mit dem Bockerl [*Das Bockerl oder auch Walhallabockerl war eine Bahnverbindung zwischen Regensburg und Wörth a.d. Donau*] gefahren?

Anni Schnurrer: Anfangs hatten wir überhaupt kein Geld. Es blieb ihm also gar nichts anderes übrig als zu Fuß zu gehen. Aber auch dann als er schon Geld verdient hat, war das Bockerlfahren für ihn zu teuer. Er musste vier Leute ernähren und dann haben wir einen Schrank, einen Tisch, ein Bett usw. benötigt. Wir hatten ja überhaupt nichts. Er hat oft erzählt, dass er schon ganz kaputt in der Arbeit angekommen ist.

Es melden sich weitere Teilnehmer zu Wort, die berichten können, dass Herr Schnurrer keine Ausnahme war, sondern viele andere auch weite Fußwege in die Arbeit in Kauf nehmen mussten.

Das gerade fertig gestellte eigene Haus verlassen zu müssen, war sehr hart. Für die Eltern.

Die Plscheck-Geschwister erzählen

Johann Festner stellt vorab eine Frage nach dem Dialekt der Sudetendeutschen. Plscheck heißen die beiden Brüder. Hier wird das als Bulscheck ausgesprochen. Aber wie klang das im heimischen Dialekt? Die Brüder können die Frage aber nicht beantworten. Sie waren zu jung, um sich noch an den Dialekt zu erinnern.

Danach beginnt Norbert Plscheck mit dem Erzählen, weist aber darauf hin, dass dem Interview mit Erich Groß bereits viel über ihre Heimat zu entnehmen war.



Ich war damals zehn Jahre alt. Die Eltern hatten in Reihwiesen ein Haus gebaut. Für die war es natürlich sehr, sehr schwer als sie ihre Heimat verlassen mussten. Wir haben noch die letzten Wehrmachtssoldaten gesehen, die durch die Gemeinde kamen. Klamotten und Gewehre haben sie weggeworfen, haben dann etwas gegessen und sind mit ihren Pferden davon.

Wenige Tage später kamen dann die Russen. Uns hatte man gesagt, dass wir vorsichtig sein müssten, weil die Russen den Kindern die Zunge herauschneiden. Uns haben die aber nichts gemacht. Den Frauen gegenüber waren sie aber weniger anständig. Die mussten sich dann verstecken. Aber das haben wir von den anderen Erzählern auch schon gehört.

Kurz nachdem der Vater aus der Gefangenschaft zurück war, war auch klar, dass wir weg mussten. Wir haben die Koffer gepackt und als wir dann auf dem Lastwagen oben saßen, wären die Eltern beinahe zusammen gebrochen. Das Haus so halbwegs fertig und erst vor kurzer Zeit eingezogen. Und jetzt mussten wir weg ins Sammellager Muna. Ein paar Tage waren wir dort. Dann kam der Zug. Viehwagens, aber recht



Reihwiesen

anständig. Der Wagon hatte sogar einen Vorhang und dahinter ein Loch im Boden als primitive Toilette. Der Zug fuhr dann Richtung Furth im Wald. Dort kamen wir dann zur Entlausungsstation. Das musste ja, wie wir gehört haben alle mitmachen, damit sich die böhmischen Flöhe nicht mit den bayrischen Flöhen kreuzten. Danach brachte uns der Zug nach Regensburg zum Kalkwerk. Da sind wir dann zuerst mal in diese Gaststätte dort, die heute ein Eros-Center ist. Dort haben wir um was zum Essen und Trinken gebettelt.

Danach sind wir weiter nach Wörth mit den aufgebockten und damit auf die Schmalspur angepassten Wagons. In Wörth war dann die Verteilung. Wir kamen nach Hofdorf. Da war dann auf dem Dorfplatz eine große Versammlung für alle die dort ankamen. Meine Eltern haben gleich mit dem Rasieren und Haareschneiden begonnen. Da gab es natürlich gleich Schwierigkeiten mit dem Hofdorfer Friseur. Danach ging es weiter mit dem Heuwagen nach Hof zum Müller Bertl. Das war wirklich der allerletzte Zipfel, den es in dieser Gegend gab.

Bei der Ankunft waren wir schockiert. Gut, das waren arme Hunde, die uns gut aufgenommen haben. Die hatten selber wirklich nichts, aber wir haben was zu Essen bekommen, Milch und Brot. Zwei schwerbehinderte Kinder waren auf dem Hof, die ganze Einrichtung – also das war wirklich das Letzte, wo wir da hingekommen sind. Aber ich sag es erneut, die haben uns gut aufgenommen. Wir hatten ein Zimmer, eigentlich ein Getreidespeicher, zwei Betten und einen Kanonenofen in der Mitte. Da kamen wir also an mit unserem ganzen Besitz, den 35 oder 40 Kilo, die wir mitnehmen durften. Mit so einem Gepäck fährt man heute in Urlaub.

Es hat nicht lange gedauert, dann waren wir von der Bevölkerung in Hof aufgenommen. Der Federl zum Beispiel hat uns gleich Holzschuhe gemacht. Das war das Höchste! Holzschuhe mit Socken, damit wir wenigstens warme Füße hatten. Und die Bauern, der Ebner, der Bobauer und wie sie alle geheißen haben, die haben uns dann schon aufgepäppelt, weil unter Übergewichtigkeit haben wir nicht gelitten. Wir waren einfach ausgemergelt.

Dann sind wir in die Schule gekommen. Da gab es dann die ersten Reibereien, weil ich es partout nicht verstehen konnte, dass man uns als Flüchtlinge bezeichnet hat. Da habe ich mich vehement dagegen gewehrt. Wir sind uns da, ich sag mal, gegenseitig nichts schuldig geblieben. Die einheimischen Kinder hatten auch Butterbrote mit Geselchtem drauf und wir haben das halt nicht gehabt. Aber da haben wir uns ein bisschen arrangiert. Ich hab für die dann die Hausaufgaben gemacht und hab dafür die Brote bekommen. Mit der Methode „Gib mir das, dann kriegst du das“ haben wir uns ganz schön durchgeboxt.

Wir sind dann nach Zinzendorf gezogen und da ging es uns dann wegen der

Wohnung auch wieder besser Die Eltern haben dann ein Friseurgeschäft betrieben. Ich habe mich dann abgesetzt und bin in die Lehre nach Stuttgart.

Nachfrage von Johann Festner: Hat es bei euch in der Gegend Tschechen gegeben und wie war der Umgang miteinander? Konnten die Eltern tschechisch und wie wurde in der Schule gesprochen?

Antwort Norbert Plschek: Tschechen hat es in unserer Gegend nicht gegeben, aber unser Name ist tschechisch. Mein Vater hat tschechisch schriftlich und gesprochen beherrscht.

Günther Plschek:

Das Frieseurgeschäft in Zinzendorf war kein Geschäft wie man sich das heute vorstellt. Das Geschäft war in der Wohnung. Der Vater hat ja eine Woche nach der Ankunft in Wörth Arbeit gefunden. Beim Friseur Kerscher war er angestellt. Später hat er in Wiesent ein Geschäft eröffnet. Wenn er in Wiesent den Laden geschlossen hat, hat er auf dem Heimweg in Hofdorf bei den Leuten zu Hause auch noch Haare geschnitten. Damals haben wir auch am Sonntag gearbeitet und wenn ich dann um Zwölfe nach Hause bin, hatte ich sowohl in Tiefenthal als auch in Hofdorf drei zum Rasieren. Etwa um halb Drei war ich dann zu Hause in Zinzendorf.

Alfons Fürst: Die Frau Plschek ist damals von Haus zu Haus gegangen und hat die zur damaligen Zeit aktuellen Kosmetik- und Körperpflegeartikel verkauft.

Johann Festner: Und als der Günther schon längst in Wörther Laden übernommen hatte, ist er immer noch nach Zinzendorf zum Haareschneiden gefahren. Der Raum war immer voll, aber oft ließ sich nicht ein einziger die Haare schneiden. Die Kundschaft war nur zum Ratschen gekommen.

Günther Plschek: Ja, die sind am Sonntag nach der Kirche gekommen, haben sich unterhalten und sind dann nach Hause gefahren.

Liesl Schneider (geb. Plschek; bereits in Wörth geboren): Was ich noch weiß, hat mit Weihnachten zu tun. Überall ist um fünf Uhr das Christkind gekommen, aber bei uns ist es erst um 10 Uhr nachts gekommen, weil die Männer da erst von der Arbeit heim gekommen sind. Und um elf hast dich schon wieder auf den Weg in die Christmette machen müssen. Nicht mal was essen haben wir dürfen, weil damals noch das Gebot bestand, dass man nüchtern zur Kommunion gehen muss.

Den nächsten Erzähler führt Alfons Fürst ein:

Alle Vertriebenen aus Zuckmantel, wozu auch Reihwiesen gehört, sind zuerst in die „Muna“ gekommen. Die Muna war damals und ist auch heute noch Militärgelände. Ich war noch nicht drin, weil „militärischer Sicherheitsbereich“ dran steht und ich mich deswegen nicht rein getraut habe.

Kenntnisse über die Muna müsste Rudi Lessmann haben, weil der aus dem Salisfeld, das direkt an die Muna grenzt, stammt. Auch der Zug, der die Vertriebenen abtransportierte fuhr durch Salisfeld.



Die Muna 2009 (Quelle: Google)

Vom Bäcker Froschhammer haben wir jeden Tag eine Scheibe Brot bekommen

Rudi Lessmann erzählt:



Wir sind auch in die Muna gekommen. Man hat uns in einer Halle untergebracht. Nach ein paar Tagen sind wir in Viehwagons verladen worden und am 28. Juni abtransportiert worden. Was noch niemand erwähnt hat, ist dass die Erwachsenen Armbinden tragen mussten mit einem „N“ drauf. Das stand für nemecki (deutsch). Als wir in Furth in Wald angekommen sind, war der ganze Bahnhof weiß vor lauter Binden, weil die jeder sofort weggeworfen hat.

Von Furth im Wald ging unsere Reise weiter nach Regensburg zum Messerschmidt raus. Nach vier Wochen wurden wir nach Aufhausen verlegt in den Schmalhofersaal der jetzigen Stiftsgaststätte. Daneben war die Bäckerei Froschhammer und da haben wir jeden Tag eine Scheibe Brot bekommen. Das war für uns wie ein Sechser im Lotto. Ende August sind wir mit Lastwägen nach Wörth gekommen. Da sind wir dann da gestanden wie bestellt und nicht abgeholt. Wir hatten es auch schwer, unterzukommen; schließlich waren wir vier Kinder. Wer nimmt denn eine so große Familie schon? Wir waren dann auch die letzten, die eine Unterkunft gefunden haben.

Aber wenn ich das zusammenfasse, muss ich sagen, schlecht hat es uns

nicht gegangen. Hungern mussten wir nicht.

Um nochmal auf Salisfeld zurück zu kommen. Vom Abtransport der Vertriebenen haben wir nichts mitbekommen. Wir haben nur die vorbeifahrenden Züge gesehen. Wer oder was da drin war, wussten wir nicht.

Jetzt noch eine Geschichte, die ich eigentlich gar nicht erzählen sollte. Mein 'Opa war mit der Kuh beim Erdäpfelaufackern. Ich stand mit zwei Russen am Eingang der Muna. Und die Russen haben mit der Leuchtpistole immer zur Kuh hinüber geschossen. Das hat natürlich die Kuh halb verrückt gemacht und der Opa hat das Ackern eingestellt und ist nach Hause. Mir hat das unbandig gefallen. Als ich aber dann nach Hause kam, hat es mir nicht mehr so gut gefallen...

Mehr muss ich nicht erzählen, weil alles andere bereits geschildert wurde.

Meinen Vater habe ich nie gesehen, weil er aus dem Krieg nicht mehr heim gekommen ist.

Werner Trendel erzählt:



Ich bin kein Zeitzeuge, weil ich erst 1944 geboren bin. Das war in einem Dorf namens Rohle in der Nähe von Schönberg mit etwa 1500 Einwohnern. Zu meinem Geburtsort habe ich aus der Vergangenheit natürlich keine Beziehung, habe aber in den vergangenen 20 Jahren eine intensive Beziehung aufgebaut, weil ich ja geschäftlich in Osteuropa tätig war und in der Zeit eine Firma in Tschechien mit 300 Mitarbeitern geführt habe. Ich bin da oft in der Gegend gewesen und bin immer wieder in meinen Heimatort hin. Habe da auch mal die Kirche weißer lassen, weil sie schlecht ausgeschaut hat.

Aber zurück. Meine Eltern haben ein kleines Sachl gehabt, meine Mutter hat in der Drahtfabrik gearbeitet, hat dort Draht gewebt und mein Vater war als Drahtglüher ebenfalls dort beschäftigt.

Meinen Vater habe ich nie gesehen, weil er aus dem Krieg nicht mehr heim gekommen ist. Er hat zwar von meiner Geburt von erfahren, aber sein letzter Brief war vom 22. Februar 1945 und kam aus der Danziger Gegend. Er gilt als vermisst.

Dann war der Krieg aus. Meine Schwester hat mich einmal mit dem Leiterwagen – ich war ein Jahr alt - auf der Straße hinter sich hergezogen. Da sind auf Pferden Russen dahergekommen. Meine Schwester ist aus Angst nach Hause gelaufen und hat mich auf der Straße stehen lassen. Aber, man sieht es, ich hab's überlebt.

Dann kam der Herbst 1945. Da haben sie gerade Kartoffeln in den Keller geräumt, erzählt meine Mutter. Meine Schwägerin hat ihr dabei geholfen. Auf der Straße haben sie einen Tschechen mit Aktentaschen vorbei gehen gesehen, der sich das Haus angeschaut hat. Am nächsten Tag in der Frühe ist der dann gekommen und hat gesagt: „Das Haus gehört jetzt mir, Schlüssel abgeben und weg!“

Im Dorf hat auch eine Schwester meiner Mutter gewohnt. Die war mit einem Österreicher verheiratet und die Österreicher hatten wohl einige Privilegien. Weil die ein Haus hatten sind meine Mutter mit den drei Kindern – ich habe eine zehn Jahre ältere Schwester und einen acht Jahre älteren Bruder – zu meiner Tante gezogen.

Wie die Vertreibung konkret vonstatten ging, weiß ich nicht. Im Juni 1946 sind

wir über Müglitz mit den Viehwagons nach Deutschland gekommen. Und mein Bruder hat mir erzählt, dass wir wie die Frau Schnurrer ebenfalls nach Taimering gekommen sind, aber von da aus dann nach Alling. Dort war ein Auffanglager. Meine Tante hat acht Jahre dort gelebt bis dann in Neutraubling die Industrie aufgebaut worden ist.

Wir sind dagegen bereits nach etwa acht Wochen mit einem Lastwagen nach Wörth gekommen. Ganz dunkel kann ich mich erinnern, dass wir bei der vormaligen Gärtnerei Radtke anhielten und mich ein Mann vom Lastwagen heben wollte. Aber ich hatte Angst. Aber da war jemand da, der eine Tüte mit Kirschen oder Zwetschgen hatte. Das hat geholfen. Wir saßen dann an der Böschung. Dann kamen Leute und haben uns geholt. Zu uns kam die Frau Bach vom Bachbräu und hat uns mitgenommen. Zwei Zimmer haben wir bekommen, in denen Hühner drin waren. Die haben wir hinausgejagt und sauber gemacht. Da haben wir dann gewohnt. Mein Großvater war auch mit uns dabei.

Meine Mutter hat dann beim Bachbräu gearbeitet. Sie hat alles gemacht. Flaschen waschen, Feldarbeit, Küchenarbeit, Ausschank. Was halt so anfiel. Finanziell erging es uns anfangs genau so wie es die Frau Schnurrer erzählt hat. Wir hatten kein Geld.

Langsam wuchsen wir heran. An große Not kann ich mich nicht erinnern. Allerdings musste ich im ersten Wörther Winter noch ein Brett als Schlitten benutzen, aber im zweiten Jahr an Weihnachten hat mir das Christkind einen Schlitten oder Rodel gebracht, bei dem allerdings ein Hörndl abgebrochen war. 1958 hat mein Bruder dann ein Haus auf der Lerchenhaube gebaut. Da sind wir dann aufgezogen.

Aufgenommen hat man uns gut. Auch in der Schule hatten wir keine Probleme. Allerdings war die Bezeichnung „Flüchtling“ immer ein kleines Stigma und wir haben uns dann weggeduckt.

Als ich beruflich nach Tschechien ging, wurde ich angesprochen und gefragt, warum ich das mache, wenn man mich doch von dort verjagt habe. Ich sehe das aber völlig sachlich, habe da keinerlei Emotionen. Ich fahre gerne in mein Geburtsdorf. Aber meine Heimat ist Wörth.

Es schließt sich noch ein Gespräch über verschiedenste Themen an.

Johann Festner: Habt ihr im Wörther Kindergarten in der Pause auch immer Käse bekommen?

Werner Trendel: Nein, da kann ich mich an nichts erinnern.

Johann Festner: Es ist eine „Nachkriegserinnerung“ von mir. Ich bin 1951 geboren und jedes Kind hat jeden Tag von der Schwester Bonosa ein Batzerl Schmelzkäse aus einer Büchse bekommen. Es war aber garantiert kein Kind dabei, das noch darauf angewiesen gewesen wäre. Ich kann mich an keinerlei Not mehr erinnern, aber soweit ich weiß, stammte der Käse immer noch aus den Care-Paketen der Amerikaner.

Werner Trendel: Ich erinnere mich an die Schulspeisung. Das war im Kindergarten, in der Waschküche unten. Leider habe ich da nie was bekommen. Im Gegensatz zu meinem Bruder. Der hat allerdings auch nur ein einziges Mal einen Kakao und eine Semmel mit nach Hause gebracht. Er hat das aber alles mir geschenkt. Für mich war das das Non-Plus-Ultra überhaupt. Und ich werde das nie vergessen Das wird wohl so um 1948 rum gewesen sein.

Ilse Zenk: Die Care-Pakete gab es aber nur für Schwerarbeiter. So weiß ich das vom Ruhrgebiet her, weil mein Bruder, der in der Zeche war, ein Care-Paket bekommen hat. Meine Schwester, die noch zur Schule ging, bekam dort eine Suppe als Schulspeisung.

Günther Basowski: Mir fallen da die Lebensmittelkarten ein. Die hat es kalorienmäßig gegeben von Schwerarbeiter bis zu Kleinkindern. Wenn da der Ernährer noch in Gefangenschaft gewesen ist, da hast du pro Monat genau das in Gramm gehabt, was du unbedingt benötigt hast. Zwischen 800 und 1000 Kalorien pro Tag waren vorgesehen. Wir waren heilfroh, dass es zusätzlich die Schulspeisung gab. Bis auf die Lebertran-Kapseln. Da hat der Hunger noch so groß sein können...

Günther Plschek: Wenn jemand wissen will, ob wir einen Bezug zur alten Heimat haben, dann kann ich sagen, dass ich 1963 zum ersten Mal drüben war. Sauschwierig war das mit dem Visum, den schrecklichen Kontrollen usw. Mit meinen Eltern und Angehörigen waren wir da drüben. Mit dem VW-Käfer sind wir gereist. Am Ortsanfang von Reihwiesen haben wir angehalten und sind zu Fuß durch den Ort gegangen und meine Eltern haben erklärt: „Das ist der und das ist der und das ist...“ Dann sind wir bei unserem Haus vorbei gekommen. Meine Eltern sind dagestanden und haben geweint. Ich bin da gestanden und habe mir gedacht: „Ja, da bin ich 1939 geboren. Im Oktober sind sie eingezogen und im November bin ich auf die Welt gekommen. No

ja.“ Einen Bezug hatte ich aber nicht. Ich glaube, das liegt daran, dass ich das nicht selbst geschaffen habe.

Später dann, als ich selbst gebaut hatte, bin ich am Abend mit der Frau durch die Siedlung gegangen und als ich da von oben runter auf unser Haus geschaut habe, da habe ich mir vorgestellt, wie das wäre, wenn man mir das wegnehmen würde. Dann ginge es mir genau wie meinen Eltern. Ganz einfach, weil ich so viel am Haus auch selber gemacht habe, habe ich einen Bezug dazu.

Beim letzten Besuch in Reihwiesen, da waren wir vier Geschwister mit den Partnern dort. Mein Schwager, der von der Vertreibung gar nicht betroffen war, der wollte unbedingt in unser Elternhaus rein. Der Norbert und ich haben gesagt: „Da sind jetzt andere Leute drin. Die haben das erworben, haben dafür bezahlen müssen. Das geht nicht, dass wir da reingehen. Das will ich doch schließlich auch nicht, dass zu mir ein Wildfremder reinkommt und alles anschaut.“Für uns ist das vorbei. Aus!

Ilse Zenk: Ob man einen Bezug zum Elternhaus hat oder nicht hängt aber auch davon ab, wie alt man ist. Ich war schon 16 als wir weg mussten. Als wir im letzten Jahr drüben waren und ich vom Roten Berg rüber geguckt habe zum Glatzer Kessel, ist mir ganz anders geworden. Ganz kriege ich das nie los. Und dennoch bin ich hier zufrieden.

1993 war ich mit meiner Schwester in Glatz. Wir hatten Glück und konnten in unsere Wohnung. In dem Haus wohnte im Dachgeschoß nämlich ein Pole, der in Würzburg gearbeitet hat und alle zwei Wochen hin und her gefahren ist. Der hatte gesehen, dass wir fotografiert haben und auch anderweitig unser Interesse am Haus gezeigt haben. Er hat uns dann angesprochen und ist danach zu der Frau aus unserer ehemaligen Wohnung gegangen und hat sie gefragt, ob wir in die Wohnung dürften. Und die Frau hat das erlaubt.

Die Frau – sie war etwa in meinem Alter - stand anfangs irgendwie eingeschüchtert herum. Bis dann der Pole, der für uns übersetzte, uns sagte, dass die Frau wissen wolle, ob wir die Absicht hätten, in die Wohnung zurück zu kommen. Die Frage kam nicht von Ungefähr. Damals nach dem Mauerfall gab es in der Politik durchaus auch Stimmen, die Schlesien zurück forderten. Aber wir haben die Frau beruhigt und gesagt, dass wir ein neues Zuhause hätten und damit sehr zufrieden wären. Daraufhin war das Verhalten der Frau wie ausgetauscht. Sie hat uns die Wohnung gezeigt. Das war eine Frau, die damals aus Galizien vertrieben wurde, als Galizien an die Sowjetunion fiel. Sie hatte in Glatz ihre neue Heimat gefunden.

Tilka Wagner: Als wir in meiner alten Heimat waren, haben die Bewohner unseres Hauses die Fenster geschlossen und uns nicht reingelassen.

Alfons Fürst: Wie ich schon gesagt habe, gehört Reihwiesen zu Zuckmantel. Ich vergleiche diese Gemeinde gerne mit Wörth, weil die Einwohnerzahlen ganz ähnlich sind. 1935 lebten in Zuckmantel 270 Tschechen und 125 sonstige Nichtdeutsche. Das muss man sich vorstellen, wie viel Wohnraum da frei wurde, als die Deutschen vertrieben wurden. Aufgefüllt wurde das mit wohnungslosen Slowaken und sonstigen durch den Krieg heimatlos gewordenen Menschen.

Im Übrigen wurden nicht alle Deutsche sofort vertrieben. Die in der Wirtschaft nicht ersetzbar waren, konnten vorübergehend bleiben, aber nur solange bis sie ersetzbar waren. Einige konnten sogar die tschechische Staatsbürgerschaft annehmen und konnten dann bleiben. Dennoch wurden ihre Häuser enteignet und sie mussten sich eine neue Bleibe suchen.

Johann Festner: Ja, da habe ich auf einer Wanderreise in den Böhmerwald einen kennen gelernt, der ebenfalls nicht vertrieben wurde. Grund war, dass der Vater Glasbläser war und die wurden von der tschechischen Wirtschaft dringend benötigt. Da war es auch so, dass den Eltern das Haus weggenommen wurde und er es nach der Wende zurückkaufen konnte.

Alfons Fürst: Zum Abschluss noch kurz eine andere Geschichte. In Griechenland gab es nach dem Krieg den Versuch mit Waffengewalt eine kommunistische Gesellschaft nach sowjetischen Vorbild aufzubauen. 1948 wurden die Revolutionäre besiegt und flohen in die osteuropäischen Staaten. Einige Familien kamen auch nach Reihwiesen. 1974 nach dem Ende der Militärdiktatur in Griechenland konnten sie wieder in ihre Heimat zurückkehren. Von den 70 Familien blieben nur 6 Familien in Tschechien. Auch diese 70 Familien hatten natürlich in den Häusern der Vertriebenen gewohnt.

*** ENDE***

Dokumente

Übersiedlungsanzeige Trendel

Okresní národní výbor v Zábřezě.

Übersiedlungs-Anzeige.

Her / Frau Trendelová Regina geboren 1905
wohnhaft in Rohle Straße -- Nr. 14

Ich teile Ihnen mit, daß Sie als Deutscher Staatsangehöriger auf Deutsches Gebiet übersiedelt werden.
Gleichzeitig mit Ihnen werden nachfolgende Mitglieder Ihrer Familie mitübersiedelt:

1.	<u>Regina</u>	Geburtsjahr	<u>1934</u>
2.	<u>Otto</u>	"	<u>1936</u>
3.	<u>Verner</u>	"	<u>1944</u>
4.		"	
5.		"	
6.		"	
7.		"	
8.		"	

Mit Rücksicht darauf fordere ich Sie auf, sich am um Uhr
mit oben angeführten Personen mit Ihrem Gepäck, welches Sie sich mitnehmen dürfen, im
in einzufinden.

W e i s u n g e n :

Gepäck: Jede Person kann sich ein Gepäck von 50 kg mitnehmen, in welches jene Sachen einzupacken sind, die die ersten 5 Tage nicht gebraucht werden.

Handgepäck: Mit Rücksicht darauf, daß zum Gepäck die ersten 5 Tage kein Zutritt ist, ist noch ein Handgepäck mitzunehmen. In dieses Handgepäck sind die notwendigsten Sachen zu verpacken, wie Eßschalen, Eßbesteck, Handtuch, Seife, Sachen zum Reinigen, Decken (Federduchent), Leintuch u. ä. m. Jedes Gepäck ist sichtbar zu bezeichnen und so zu verpacken, damit es leicht geöffnet werden kann. (Zu Kontrollzwecken). Das Handgepäck darf das Gewicht von 10 kg nicht übersteigen.

Dokumente: Nehmen Sie alle Ihre Dokumente mit, s: den Tauschein, Heimatschein, Evidenzblatt, Kennkarte (Bürgerlegitimation), Haushaltungskarte und nicht verbrauchte Lebensmittelkarten.

Lebensmittel: Im Gepäck nehmen Sie Lebensmittel für 7 Tage mit, die nicht verderben.

Geld: Jedes Familienmitglied kann sich den Betrag von RM 1000.— mitnehmen.

Wertsachen: In einem besonderen Pakete (eventuell nur in einem Papierumschlag), das mit der genauen Adresse versehen ist, nehmen Sie nachfolgende Sachen mit:
a) Bargeld in Kés oder in anderen Valuten.
b) Alle Sparbücher und Wertpapiere.
c) Wertvolle Uhren, Fotoapparate, Schreibmaschinen usw.
d) Wertvolle Teppiche und Pelze.
In das Paket legen Sie ein separates Verzeichnis (zweifach) dieser Sachen hinein.

Kinderwagen: Für Kinder bis zu 2 Jahren können Kinderwagen mitgenommen werden.

Haus- und Werkstattsschlüssel: Beim Verlassen der Wohnung sind Sie verpflichtet, alle Ausgänge und Eingänge zur Wohnung und zur Werkstätte zu verschließen. Die Schlüssel, ordentlich zusammengebunden und mit Ihrer Adresse versehen, haben Sie auf der Sammelplatz mitzubringen.

Warnung: Die Nichtbefolgung dieser Anordnung, weiters die Beschädigung, Vernichtung oder Enteignung oder das Verstecken des hinterlassenen Besitzes, sowie die Mithilfe bei solchen Handlungen wird strengstens bestraft.

V. Berka,
bezpečn. ref. ONV Zábřeh.

Meldung Trendel in Wörth

Dieser Vordruck ist in allen Fragen genau auszufüllen; Blockschrift oder Maschinenschrift verwenden!

Dreifach einreichen und persönlich abgeben!

Anmeldung bei der polizeilichen Meldebehörde

amtliche Vermerke

Stempel der Meldebehörde

26. Aug. 1946

des Reichsministeriums für innere Angelegenheiten (D. 1000)

Am 24.8. 1946 ist / sind vorübergehend / dauernd¹⁾ Nichtzutreffendes streichen!

zugezogen nach Wörth a/D., Regensburg (Ort) (Provinz, Land) Straße Vorder-/Rück- Nr. Seiten-/Mittel- gebäude Platz

als Mieter Untermieter Schlafstelle Dienst Besuch bei Michael Bach Brauerei in Wörth a/D. (Wohnung)

Letzte²⁾ Wohnung: Alling (Ort) Regensburg (Kreis) Flüchtlingsheim (Wohnung) Straße Platz Nr. als Mieter bei Untermieter

Provinz / Land: Regensburg Besatzungszone: Regensburg falls Ausland auch Staat:

Bitte auf harter und glatter Unterlage und mit nicht zu weichen Tintenstift schreiben!

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11		
Laufende Nummer	Familiennamen (bei Frauen auch Geburtsnamen und gegebenenfalls Name aus der letzten früheren Ehe)	Vornamen (sämtliche, Rufname ist zu unterstreichen)	Familiennamenstand (ledig, ver., verw., gesch.)	Beruf (genaue Bezeichnung der Berufstätigkeit und Angabe, ob selbstständig oder Angestellter, Arbeiter usw.)	Geburts-			a) Geburtsort b) Kreis c) Provinz / Land d) Staat (wenn Ausland)	Staatsangehörigkeit ³⁾	Wohnort und Wohnung (Ort, Kreis, Straße, Hausnummer, Provinz bzw. Land, falls Ausland: Staat)	Bei Zutritt von außerhalb	
					Tag	Monat	Jahr				a	b
	Trendel geb. Laß	Regina	verh. Hausfrau	20. 1. 05	Rohle	D. R.	r. k.	Rohle		nein		
	Trendel	Regina	led. Tochter	6. 4. 34	Rohle	D. R.	r. k.					
	Trendel	Otto	led. Sohn	2. 7. 36	Rohle	D. R.	r. k.					
	Trendel	Werner	led. Sohn	1. 7. 44	Rohle	D. R.	r. k.					
	Laß	Johann	ver. Hausweber	26. 5. 73	Rohle	D. R.	r. k.					

Eltern des Ehemannes: Vater: Vor- und Zuname: _____ Religion: _____ Beruf: _____ Wohn(Sterbe)ort: _____ Mutter: Vorname: _____ Geburtsname: _____ Religion: _____ Wohn(Sterbe)ort: _____ Eheschließungstag und -Ort: _____ d. Anmelden: _____

Eltern der Ehefrau: _____

Regina Trendel
(Eigenhändige Unterschrift des Angemeldeten)

[Signature]
(Eigenhändige Unterschrift des Wohnungsinhabers bei Untermietern)

[Signature]
(Eigenhändige Unterschrift des Hausgenossen bzw. des Verwalters)

Für Kraftfahrzeugbesitzer: Ich bin Besitzer des / der Lastkraftwagens Nr. _____ Personenkraftwagens Nr. _____ Kraftrades Nr. _____ Meiner gesetzlichen Verpflichtung zur Anmeldung der Wohnungsveränderung bei der Zulassungsstelle für Kraftfahrzeuge werde ich unverzüglich nachkommen.

Ausweispapiere des Angemeldeten:
a) Art des Ausweises
Für Inländer: (Kontakarte, Pflichtlosigkeitschein, Paß, Geburtsurkunde usw.)
Für Ausländer: (Paß, Übersetzungsbescheinigung)
b) Nummer des Ausweises:
c) Ausstellende Behörde:
d) Datum der Ausstellung:

Wörth a/D., den 26. 8. 1946
(Ort und Datum der Abgabe an die Meldebehörde)

¹⁾ Für dauernd, wenn die letzte angegebene Wohnung aufgegeben worden ist. Für vorübergehend, wenn die letzte angegebene Wohnung beibehalten wird.
²⁾ Es ist die politische Gemeinde anzugeben, nicht ein Wohnplatz, ein Amtsbezirk oder ein Ortsteil.

Süßigkeiten-Verteilung an die Kinder der Vertriebenen

Winkler ✓ ✓ gr
 Jänöhl ✓ 2K ✓
 Naigobauer ✓ gr
 Bock ✓ ✓ gr
 Pfaff ✓ ✓
 Lessmann ✓ ✓ gr
 Blodig ✓ ✓ gr
 Gorbitt ✓ ✓ gr
 Köhler ✓ K ✓
 Stentzel
 Weiß 2K ✓
 Franke ✓ ✓
 Hirscher ✓ ✓ gr
 Thinger ✓ ✓
 Puroca ✓ 2K ✓
 Kistl
 Baller ✓ 2K ✓
 Ripper ✓ ✓
 Thurn ✓ ✓
 Schimmelpf
 Schobauer ✓
 Haas ✓
 Witt ✓ ✓ k
 Metzner Jüngst ✓ ✓ gr
 Kuntz Harich k ✓

Wagner Ottib ✓

Die am 19.11 vom Hochleistungsamt Regensburg 24 Stück erhaltene
 Süßigkeiten für Heimatvertriebene bedürftige Kinder sind wie
 nachstehende Familien verteilt worden

Nachwort und Dank

Die Heimat verlassen, alles Eigentum zurücklassen, nur das Allernötigste mitnehmen und gezwungen sein, woanders völlig neu anzufangen - das war das gemeinsame Los aller Erzähler im Bürgersaal. Verwunderlich wäre es da nicht, wenn sie im Zorn zurückblickten und mit ihrem Schicksal haderten.

Aber es war anders. Alle haben sachlich ihre Geschichte erzählt. Niemand hat geklagt. Manche zeigten sogar Verständnis für die, die ihre Wohnungen übernahmen. Jede einzelne Erzählung ist ein Manifest der menschlichen Würde und ein Plädoyer gegen Krieg und Gewalt, auch wenn es niemand ausdrücklich gesagt hat.

Nach heutigen Maßstäben ging es ihnen bei Vertreibung und Flucht, aber auch nach Ankunft in der neuen Heimat miserabel schlecht. Wenig Essen, schlechte Wohnverhältnisse, schlechte oder gar keine Heizung, kaum Möbel und nicht mal anständige Kleidung hatten sie. Vielen wurde geholfen, manchen nicht. Sie haben sich alle durchgekämpft und nicht gejammert.

Den Erzählern gilt unser Dank. Es ist nicht jedem gegeben, vor einer größeren Menge frei aus seinem Leben zu erzählen. Manche behaupteten gar, sie könnten es überhaupt nicht. Aber da irrten sie sich. Alle haben ihre Sache ganz wunderbar gemacht.

Der Dank gilt auch Theresa Fürst, die an beiden Abenden dafür gesorgt hat, dass auch Bilder, Landkarten und Dokumente an die Wand projiziert werden konnten.

Gerhard Schmautz hat sich mit viel Aufwand darum gekümmert, dass unsere Schwächen in Orthografie, Grammatik und Zeichensetzung nicht zu offenkundig wurden. Dafür sei er ebenfalls bedankt.

Alfons Fürst

Johann Festner